This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

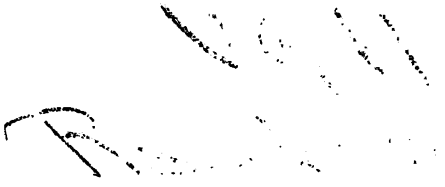
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07574575 6



Ein Preisausschreiben.

Künstler-Novelletten.

Alle Rechte vorbehalten.

3449

Ein

Preisausschreiben.

Künstler-Novelletten

von

Hieronymus Lorm pseud. of
(preisgekrönt), Heinrich Landesman

Paul Block, Otto Baisch, Ernst Remin, Prof. Carl Erdm. Edler,
Hans Rudolf Schaefer, Clara Lauckner, Wilhelm v. Wartenegg,
Jenny Zink, Rudolf Czerny (sämmtlich ehrenvoll erwähnt).

Herausgegeben von G. Ramberg.

VEREIN

Berlin 1889.
S. Fischer, Verlag.

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
237337A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Inhalt.

		Seite
I.	**Hironymus Lorm.** Kopftuch der Madonna	1
II.	**Paul Block.** Ein Sonett Michel Angelos.	23
III.	**Otto Baisch.** Eine venetianische Studie .	43
IV.	**Ernst Remin.** Des Schaffens Quell . . .	63
V.	**Prof. Carl Erdm. Edler.** Die Tochter des Nazareners	81
VI.	**Hans Rudolf Schaefer.** Vesi	93
VII.	**Clara Lauckner.** Lethe	115
VIII.	**Wilhelm von Wartenegg.** Welcher von Beiden?	137
IX.	**Jenny Zink.** Erweckt	151
X.	**Rudolf Czerny.** Penelope	175
XI.	**Paul Block.** Madonna	191

Einleitung.

Zu Anfang des Jahres 1887 wurde von Lauser's „Allgemeiner Kunst-Chronik", deren Schriftleitung der Unterzeichnete schon damals angehörte, ein Preisausschreiben für eine Künstler-Novellette erlassen, mit dem Zwecke: die deutsche Schriftstellerwelt zur näheren Beschäftigung mit Kunst und Künstlern anzuregen. Der Umfang der gewünschten Arbeit sollte ein bescheidener sein. Die Hauptbedingung lautete dahin, daß die Handlung der Novellette in der Gegenwart spielen müsse. Maßgebend für das Preisgericht sollte auch die Erwägung sein, ob der Verfasser wirkliche Kenntniß des Künstlerlebens unserer Zeit verrathe. Dieses Preisgericht setzte sich in glücklicher Weise aus den Kunstschriftstellern Hans Grasberger, Max Kalbeck und Emerich Ranzoni, dem bekannten Plauderer Ferdinand Groß, dem Landschaftsmaler August Schaeffer und der Schriftleitung der „Allgemeinen Kunst-Chronik" zusammen. Die Arbeit der Preisrichter war eine mühevolle. Unter der großen Zahl eingelaufener Erzählungen fanden sich nur wenige, die den gestellten Bedingungen entsprachen.

Zu Ende Juni, also nahezu sechs Monate nach der Veröffentlichung des Preisausschreibens wurde das

Urtheil gefällt: „Unter 64 Künſtler-Novelletten hat das Preisgericht den geſtellten Bedingungen am meiſten entſprechend befunden: die Novellette „Das Kopftuch der Madonna", als deren Verfaſſer beim Oeffnen des Umſchlages ſich Hieronymus Lorm ergab." Dieſem Urtheil waren langwierige Berathungen und lebhafter Meinungs-Austauſch vorausgegangen. Paul Block's „Ein Sonett Michel Angelo's" wurde von den Schiedsrichtern einſtimmig für eine vortreffliche Arbeit erklärt, aber es konnte derſelben der Preis nicht verliehen werden, weil — entgegen den Bedingungen — die Handlung der Novelle nicht in der Gegenwart ſpielte. Ein Zufall wollte es, daß unmittelbar nach dem Umſchlag dieſer Arbeit, derjenige der Novelle: „Die Madonna" geöffnet wurde; und als ſich wiederum der Name Paul Block ergab, rief einer unſerer Preisrichter aus: „Der hat vermuthlich alle 64 Manuſcripte eingeſandt".

Doch dieſe ſcherzhafte Vermuthung traf keineswegs ein; es zeigte ſich vielmehr, daß zahlreiche Schriftſteller von feſtbegründetem Ruf an dem Wettbewerbe theilgenommen hatten. Und die Entſcheidung des Preisgerichtes wurde ebenſowohl durch die anerkannte Tüchtigkeit dieſer Schriftſteller beſtätigt, als deren Ruf durch das Urtheil der Schiedsrichter eine neue Kräftigung fand.

Daß bei dieſem Preisausſchreiben wenig junge Talente entdeckt wurden, daß nicht irgend ein unbekannter Jüngling als gekrönter Dichter aus dem Wettkampf hervorging, iſt kaum zu verwundern. Denn juſt die Novellette läßt ſich am wenigſten ohne ſchriftſtelleriſche Uebung ſchaffen; ſie zählt zu den ſchwierigſten Formen

der erzählenden Dichtkunst. Diejenigen Preisbewerber aber, welche die Form vollständig beherrschten, hatten zumeist die gestellten Bedingungen ungenau erfüllt.

Wenn wir diese Erklärungen auf Wunsch des Herrn Verlegers dem Buche vorausschicken, so geschieht es nicht, weil die Krönung der Novelle von Hieronymus Lorm irgend einer Erläuterung oder Entschuldigung bedürfte, sondern es geschieht um gleichsam darzuthun, weshalb die übrigen vortrefflichen Arbeiten, welche den Inhalt dieses Buches ausmachen, nicht preisgekrönt, sondern nur — ehrenvoll erwähnt worden sind.

Wien, im Januar 1889.

G. Ramberg.

Das

Kopftuch der Madonna.

Preisgekrönte Künstler-Novelette

von

Hieronymus Lorm.

Alle Rechte vorbehalten.

Der Garten war einſt dazu beſtimmt geweſen, nur Roſen und Orangen zu tragen. Jetzt war er verwittert; das ſchärfſte Auge eines Liebhabers, der die Bruſt ſeines Mädchens hätte ſchmücken wollen, die lüſternſte Genäſchigkeit würden vergebens nach jener Frucht und jener Blume geſpäht haben. Dennoch ging wunderbarerweiſe von dem verwitterten Garten ein Roſen- und Orangenduft aus, welcher weithin die einſame Straße in dem armſeligen Stadttheil Roms erfüllte.

Mitten im Garten gab es einen ehemaligen Pavillon auf einer kleinen Anhöhe, ſehr zerfallen, voll alter unbrauchbar gewordener Möbel, aber auch mit den neuen Einrichtungsſtücken, deren das Atelier eines modernen Malers bedarf. In den zwei Räumen des Pavillons zu wohnen wäre Niemandem mehr eingefallen als bei Tage den Katzen und bei Nacht den Fledermäuſen. Wohnen mußte man in dem zerfallenen Palaſt, von dem aber zu dieſem Zwecke nichts mehr übrig war als der kleinſte Theil eines ehemaligen Parterres.

Wenn nun über dieſen ganzen Schauplatz die Sonne unbekümmert um Jahre und Jahreszeiten, wie ſie es in ihrem Bewußtſein einer ziemlich verbürgten ewigen Dauer zu ſein pflegt, ihre breiten Streifen legte, ſo konnte man glauben, ſich auf der Heimſtätte einer ſeltſamen, einer lachenden Vergänglichkeit zu befinden. Richtiger wäre es geweſen, das Lachen für den Triumph der Unvergänglichkeit zu halten, denn an Staub, Ruinen und Trümmern kann nichts mehr vergehen, der Duft von Roſen und Orangen zieht auch ungeſtört in ſeiner Exiſtenz durch die Jahrtauſende und ſelbſt was keine Individualität hat, Katzen und Fledermäuſe, ſind von jeher die nämlichen geblieben. Die Illuſion, im Tempel der Unvergänglichkeit zu ſtehen, für welchen Vergangenheit und Zukunft ausgelöſcht ſind, wurde nur dadurch beeinträchtigt, daß auch höchſt gegenwärtige und folglich höchſt vergängliche Menſchen, die zum Theil ſogar auf eine ganz anders geſtaltete Zukunft hofften, ab und zu durch dieſen Tempel ſchritten.

Zwar das alte Ehepaar Poſelli, der Pförtner des ehemaligen Palazzo und die Pförtnerin, ſeine Frau, machten auf keine Zukunft mehr Anſpruch, und wenn man ihre ehrwürdigen Geſichter ſah, denen die Runzeln und Falten zur Zierde gereichten, wähnte man, ſie hätten auch keine Vergangenheit haben können und müßten zu jeder Zeit nicht anders ausgeſehen haben. Sie aßen das Gnadenbrot, ohne es zu wiſſen; der edelmüthige Beſitzer hatte ihnen zur Pflicht gemacht, fortwährend weiter darüber zu wachen, daß die verſchwundenen

Rosen und Orangen nicht entwendet und die vermorschten Balken und verwitterten Mauersteine um keinen Preis der Welt beschädigt würden. Dafür bezogen sie nicht nur, was sie nothdürftig zum Leben brauchten, sie durften sogar den Pavillon auf der Anhöhe zu ihren Gunsten vermiethen, wenn ein fabelhaftes Geschöpf sich finden sollte, das Lust hätte, darin für Geld zu hausen. Das Fabelhafte in der Menschennatur wächst nur mehr in Künstlern auf, und in der That stellte sich ein deutscher Maler ein, der zwar nicht in dem Pavillon wohnte, aber seine Werke darin wohnen ließ, wenn sie, nachdem er sie dort angefertigt hatte, absolut nicht weiter wandern wollten, um in den Sälen der Patrizier und in den Galerien der vornehmen Sammler zu wohnen.

Dieser deutsche Maler, Guido Speerting, war nun der gegenwärtige Mensch mit einer beanspruchten Zukunft neben dem alten Ehepaar, das so wenig mehr wollte, wie die Trümmerwelt, die es umgab. Die alten Leute, die seinen deutschen Familiennamen nicht über die Zunge brachten, nannten ihn nur den wilden Guido, weil er ihnen mit seinem langen Bart und Haar und den feurigen schwarzen Augen dem Räuberhauptmann aus Calabrien zu gleichen schien, den sie einst in Ketten geschlossen durch die Straßen des Trastevere hatten führen gesehen. Kaum aber hatte der Künstler seine Arbeitsstätte eingerichtet, so war auch schon das Bedürfniß nach einem zweiten gegenwärtigen Menschen mit Jugend und Zukunft rege geworden. Guido verlangte eine tägliche Säuberung des Ateliers, was keine

ſo einfache Sache war, wie etwa eine Wohnſtube in Ordnung zu bringen. Es gab da Staub und Schmutz, die geheiligt ſein ſollten vor jeder Berührung, und andererſeits wieder ſchön bemaltes Zeug mit friſchen Farbenklexen, das ohne Weiteres dem Kehrbeſen verfallen ſollte: ein complicirtes Geſchäft, deſſen Erklärung die alte Donna Poſelli nicht einmal verſtand, geſchweige denn, daß ſie es hätte ausführen können, wenn ihr auch nicht beim Eintritt der kalte Cigarrenrauch vom vorigen Tage auf die Bruſt geſchlagen hätte.

Da geſtand denn die alte Frau dem zuſtimmend nickenden Gatten, was ſie hinſichtlich der eigenen Wirthſchaft nicht hatte geſtehen wollen, wenn auch lange ſchon ihre Kräfte beim Küchenherd und am Waſchtrog nicht hatten ausreichen wollen, daß eine Hilfe für Haus und Pavillon nöthig wäre. Und man könnte ſich's ja jetzt vergönnen, da man Miethgeld bezog, und gewiß, der wilde Guido, der wie eine Eccellenza einen Demant am Finger und eine goldene Kette auf der Weſte trug — er war vielleicht aus Rußland, wo man die Millionen auf der Straße findet — würde mit ſeinem Gelde auch bezahlen, was die Bedienung im Hauſe verzehren konnte.

Freilich! freilich! Ein fremdes Weſen plötzlich in die ſtille Wirthſchaft einführen, die nicht gewohnt war, zwiſchen Giovanni und Gloria Poſelli noch ein Drittes zu ſehen! Aber mit einer der Töchter der kindergeſegneten Bäuerin, die eine weitſchichtige Verwandte in einem weltabgeſchiedenen Dorf der Campagna war, könnte man es ſchon wagen. Die alte Frau erinnerte

ſich genau, von Fra Bernardo, dem Bettelmönch aus demſelben Dorfe, der oft nach Rom kam und mitunter hier vorſprach, wo wenigſtens Zwiebeln immer für ihn bereit waren, von l'Annunziata gehört zu haben. Das war das älteſte Kind jener Bäuerin, ein anſtändiges Mädchen von fünfzehn Jahren, fromm, klug und arbeitſam und lange ſchon Braut, ſo daß ſie ſich gewiß in keinen Liebeshandel mehr einlaſſen würde.

Annunziata ſchied nur ſchweren Herzens aus dem Dorf, wenn es auch eine Erleichterung für die Mutter war, aber wie lange ſollte ſie jetzt ihren Giuſeppe Bovio nicht wiederſehen, der nur noch 200 Lire brauchte, und er konnte ſie heimführen! Fra Bernardo, der ein Stück des Weges aus dem Dorfe mit ihr hinauswanderte, tröſtete ſie, er werde immer Nachrichten hin- und zurücktragen.

Annunziata begriff natürlich ſehr leicht, was der alten Frau ſo verwickelt erſchienen war, und fand ſich nicht nur in allen Anſprüchen zurecht, die der Künſtler an die Säuberung des Ateliers ſtellte, ſondern entzückte ihn noch beſonders durch ihre Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit im Pinſelwaſchen, ſchier die wichtigſte techniſche Unterſtützung der Arbeit. Dies war auch mit ein Grund, daß ſich der Maler dem ſchönen Profil und den wohlgebildeten Formen des Mädchens gegenüber ziemlich zurückhaltend benahm; er wollte ſich ihre guten Dienſte nicht verderben, die einer zu vertraulichen Annäherung ſogleich zum Opfer fallen. Hauptſächlich aber ließ er, was ſich ſeinem Künſtlerauge verführeriſch aufdrängte, aus dem Grunde nicht in ſeinen Gedanken

Raum gewinnen, weil ihn ganz andere Intereſſen leidenſchaftlich beſchäftigten.

Annunziata hatte die Schlüſſel des Ateliers ſtets in Gewahrſam, ſelbſtverſtändlich aber ſtrengen Auftrag, in Abweſenheit des Malers keinem ſterblichen Weſen Eintritt zu geſtatten. Dieſer Auftrag konnte ſich jedoch nach ihrer Meinung unmöglich auch auf den heiligen Mann, Fra Bernardo, erſtrecken, der eines Morgens, als ſie gerade mitten in der Arbeit im Pavillon ſtand, den kleinen Hügel trotz Wohlbeleibtheit, die nach ſeiner Ausſage dem Faſten und Kaſteien halsſtarrig nicht weichen wollte, recht munter hinanſtieg. Es war ihm vergönnt geweſen, auf einem Eſel in die Stadt zu kommen, der Beſitzer war hinten nach gegangen, um das Thier erſt auf dem Rückweg mit den in der Stadt zu machenden Einkäufen zu beladen. Ganz wunderbar war dem frommen Manne in dieſem Gewirr von Entwürfen, Farbenſkizzen, ſeltſamen Gewändern und halb vollendeten Gemälden zu Muthe, der Gliederpuppen gar nicht zu gedenken. Denn dieſe erſchreckten ihn weniger als die „heidniſchen Frauenzimmer,“ wie er die Göttinnen in ihrer urmenſchlichen Erſcheinung nannte. Er mußte ſich umſo öfter bekreuzen, je länger er ſie anſah, und erſt ſpät fiel ihm bei, daß er ſie nur nicht anzuſehen brauchte, um auch das Bekreuzen unterlaſſen zu können.

So wendete er denn den Blick langſam auf die Staffelei, auf der ein eben vollendetes Bild thronte. Vor einer grünen Laube ſaß die Madonna mit dem Kind im Schooße, das offenbar ſoeben erſt nach dem

Schlafe die göttlich leuchtenden Augen aufgeſchlagen hatte. Zugleich hatten kleine Engel, deren Köpfe noch halb ſichtbar waren, die Wolken oben auseinandergeſchoben, ſo daß ein Sonnenſtrahl auf das erwachte Kind fiel, und gleichzeitig auch mit dem Augenaufſchlag hatten Kinder, die im Vordergrunde ſpielten, zu lachen begonnen. Darum ſollte das Bild auch den Namen führen: „Das Erwachen des Kindes.“

„San Crispino!“ rief der Mönch beim Anblick des Gemäldes. Crispin, der Leder geſtohlen hatte, um den Armen Schuhe draus zu machen, war nämlich der Lieblingsheilige Fra Bernardo's. Zwar gehörte er eigentlich dem Orden der Barfüßer an und konnte daher nicht recht begreifen, weshalb die Armen Schuhe brauchen ſollten, aber wohl wußte er, daß ſie gar viele andere Dinge brauchten, und das Mittel, ſie ihnen zu verſchaffen, dünkte ihm ſo übel nicht. Er war auch dieſem Bilde gegenüber in einer ähnlichen Verſuchung, und ſein ungeheucheltes Entzücken hatte keinen anderen Grund als den Gedanken an das Auskunftsmittel des heiligen Crispin. Von Kunſt verſtand er nichts, und die Idee des Bildes konnte ihm ohne Erklärung nicht einleuchten, aber die Madonna wäre bis auf eine Kleinigkeit, die noch leicht hinzugefügt werden konnte, gerade die rechte geweſen, um als Altarbild in der kleinen Capelle dell' Immacolata des Dorfes zu dienen, in welchem er und Annunziata heimiſch waren.

Er begann dies auseinanderzuſetzen, aber die Stunde ſchlug, in welcher Guido zu kommen pflegte, und das Mädchen ängſtigte ſich doch, er könnte die unbefugte

Anweſenheit des Mönchs übel aufnehmen. Sie ſtiegen den Hügel hinab und gingen nach dem Hauſe.

Inzwiſchen hatte Donna Poſelli ein kleines Frühſtück vorbereitet, das Annunziata auftrug, und der Mönch verlangte, daß ſie ſich mit an den Tiſch ſetzte, weil er ihr erklären müſſe, was er mit dem Bilde meinte, und ſie ihm vielleicht zu der Erfüllung ſeines Wunſches verhelfen könne.

Ein Pfeiler der baufälligen Dorfcapelle war über Nacht eingeſtürzt und hatte mit ſeinem Schutt das Gnadenbild der Mutter Gottes auf dem Altare überdeckt. Als man es mit aller Behutſamkeit hervorgezogen, hatte es ſo beſpectirliche Löcher, daß man es der Gemeinde nicht mehr zeigen konnte. Dem göttlichen Jeſukind war ein Aug' ausgeſchlagen, und die heilige Jungfrau hatte den Mund weit geöffnet, weil er eben nichts mehr als ein Loch war. Das wußte ja Alles l'Annunziata und auch wie der Pfarrer des Sprengels ſich drüber betrübte und wie ſehr das Landvolk beſonders bei der Sonntagsfrühmeſſe das Bild vermißte. Aber corpo di Bacco! — der Himmel verzeihe! — Woher ſoll ein neues Bild kommen? Der Gemeindeſäckel iſt immer leer, und die Frommen, welche die arme Kirche bedächten, ſind ſchier ausgeſtorben. Da wäre nun, wie geſagt, bis auf eine Kleinigkeit dort oben beim Maler gerade das Richtige aufgeſtellt. Aber dieſe tedeschi ſind alle Ketzer, ſonſt könnte man dem Maler für das Bild den Segen des Biſchofs verſchaffen und nach ſeinem Tode würde man umſonſt für ihn zwei heilige Seelenmeſſen leſen.

„Er iſt gar kein Ketzer," fiel Annunziata lebhaft

ein, „er hat mir erzählt, daß er aus einer heiligen Stadt iſt, die Cöln am Rhein heißt, alſo gewiß auch dem heiligen Vater gehört. Da wird Tag und Nacht zum Gebet geläutet, ſagt er, und in der Mitte ſteht ein Dom, noch größer als die Peterskirche, und der geht ſo hoch in den Himmel hinauf und iſt noch immer nicht fertig. Die Menſchen können in ſolcher Höhe gar nicht mehr weiter bauen, und ſo haben die größten Engel des Himmels die Arbeit auf ſich genommen und bauen immer weiter bis in den Himmel hinein.“

Man hörte ihr ſehr andächtig zu, und Fra Bernardo, dem die Schilderung ſichtbar imponirte, fügte doch belehrend bei, daß eine größere Kirche als St. Peter nicht auf der Welt ſei, daß aber Cöln am Rheine wirklich die Stadt, wo es keine Ketzer gebe, denn ſie liege hart am Eingang von Rußland und links von der Türkei, und dieſe beiden Länder hätten die Stadt längſt eingeſchlungen, wenn ſie nicht ſo voll von Gläubigen wäre, die der alleinſeligmachenden Kirche angehören und die ſie nicht verdauen können.

„Ja, Annunzia,“ fügte er hinzu, „wenn der Maler aus dem heiligen Köln iſt, dann könnteſt Du ihn wohl dazu bewegen, die Kirche zu bedenken, und Du würdeſt Dir nicht blos den Himmel damit erwerben, ſondern auch noch obendrein in dieſer Zeitlichkeit glücklich werden. Denn der Sprengel würde zum Dank wenigſtens ſo viel thun, daß Du Deinen Giuſeppe Bovio nehmen könnteſt, und Ihr wärt das erſte Paar, das vor dem neuen Bild auf dem Altare getraut würde. Wer weiß, ob nicht der Biſchof ſelber Euch das Sacrament der Ehe ſpendete.“

Annunziata ſchoß in die Höhe, wie von einem Freudenſtrahl elektriſirt. Ihre Wangen glühten, und als ſie die gefalteten Hände betend emporhob, daß der Himmel das Vorhaben ſegne, leuchteten ſolche Blitze aus ihren Augen, daß das alte Ehepaar und der Mönch unwillkürlich lächelten.

„Ja, aber,“ ſagte der Letztere, „an der Kleinigkeit, wie geſagt, dürfte es auch nicht fehlen. Unſere durchlöcherte heilige Jungfrau trägt das Kopftuch wie die Weiber alle, die vor ihr knieen, wie es ja la Nunzia auch niemals ablegt. Siehſt Du, Kind, das müßte der wilde Guido ſeiner Madonna noch auf den Kopf malen, und auf das bischen Farbe mehr wird es ihm ja nicht ankommen. Ohne die pezzuola hätte die Gemeinde nicht die rechte Andacht. Sie iſt auf dem alten Bilde geweſen und die Gemeinde iſt ſeit ewigen Zeiten daran gewöhnt. Das Kopftuch giebt der heiligen Jungfrau erſt das Zeugniß, daß ſie uns gehört und daß ſie Fürbitte für uns arme Sünder leiſten will.“

Als Annunziata ebenfalls betheuerte, Guido würde ſich dazu leicht entſchließen, denn er ſei nicht geizig, wenn er nur überhaupt das Bild nicht lieber im heiligen Dom zu Köln würde aufhängen wollen, da ſchüttelte der alte Poſelli, eine Priſe nehmend, bedenklich den Kopf.

„Ihr kennt dieſes Volk der Bildermaler nicht,“ ſagte er. „Ich weiß, daß ſie immer große Summen für das farbige Spielzeug haben wollen und Kaiſer und Könige erwarten, die es mit nach Hauſe nehmen

ſollen. Ja, wenn ich mich erinnere, was ich in ſolchen Sachen ſchon gehört habe, ſo muß ich mich wundern, wie la Nunzia auch nur den Muth finden ſoll, ſo etwas zu begehren."

Das Mädchen entgegnete mit leidenſchaftlicher Haſt:

„Hat man nicht den Muth, von den Heiligen alles Mögliche zu begehren und die wohnen doch ſo hoch oben und können vielleicht gar nicht mehr begreifen, was wir wünſchen. Und ein Menſch, wenn auch eine Eccellenza mit einer goldenen Kette, iſt doch noch immer kein Heiliger. Wie ſollte ich nicht den Muth haben, von ihm zu verlangen, was mir am Herzen liegt!"

„Wohlgeſprochen und dem Herrn gefällig!" ließ ſich Fra Bernardo vernehmen und ſtreckte drei Finger begierig nach der Tabaksdoſe des alten Poſelli aus.

Der Anfang eines Gaſſenhauers wurde kräftig gepfiffen. Dies war das Zeichen, womit Guido anzuzeigen pflegte, daß er in den Garten getreten war und daß Annunziata ihm die Schlüſſel zu bringen hatte. Guido war diesmal offenbar hoch erregt; Erwartung, Spannung, freudiges Hoffen drückten ſich in ſeinem Weſen aus und ein wirres Durcheinanderplaudern ſollte der Stimmung Luft machen, ohne ſie zu erklären:

„War Baron Martell nicht hier? Sie wiſſen, er iſt mein beſter Freund. Aber nein! Sie können's nicht wiſſen, ich habe ihm bis zum Fertigwerden meiner Madonna das Atelier verſchloſſen. Heut' iſt der große Tag! Ich fürchtete, er käme noch vor mir. Wie Sie

blaß ſind, piccina! Das hat ſchon die Stadtluft an Ihnen bewirkt. Oder ſind Sie immer ſo? Ja, es iſt eine geſunde Bläſſe. Sie ſind ſchön, Annunziata, das muß ich Ihnen endlich ſagen. Briefe ſind auch nicht gekommen? Ich erwarte Nachrichten in Kunſtſachen, darum hab' ich mir ſie gleich hierher adreſſiren laſſen. Es iſt alſo Niemand dageweſen?"

Während dieſer Reden hatte das Mädchen aufgeſperrt und fühlte ſich bei der letzten Frage im Gewiſſen berührt. Darum trat ſie mit ein und beichtete, daß Fra Bernardo ſie beim Säubern überraſcht und das Bild auf der Staffelei betrachtet hatte. Da war nun auch gleich Gelegenheit, ſeine Meinung darüber und folglich ſeine Wünſche vorzubringen. Ein unterdrücktes Kichern malte ſich in den Zügen Guido's, als er hörte, daß er ſein Meiſterſtück einer Dorfkirche zu ewiger Verſchollenheit überliefern ſollte. Als er aber nun gar erſt erfuhr, daß er ſeiner Madonna ein Kopftuch malen ſollte, da kannte die Heiterkeit keine Grenzen mehr. Er ſank in einen Stuhl und krümmte ſich vor Lachen. Mit der Röthe der Beſchämung in den ſonſt ſo blaſſen Wangen, mit niedergeſchlagenen Augen und hochwogendem Buſen ſtand ihm Annunziata gegenüber. Er wurde endlich aufmerkſam auf dieſe in ihrer Regungsloſigkeit für einen Maler beſonders herrliche Erſcheinung und ſtillte ſein Lachen.

„Sie brauchen ſich nicht zu ſchämen, Nunzia," ſagte er, „Sie brauchen ja von den Sachen nichts zu verſtehen. Ich will Ihnen nur ſo viel ſagen, daß, wenn ich die pezzuola malte, ſo würde ich mein Bild, meine

Zukunft, meine Kunst und meinen Ruhm unter dem Kopftuch der Madonna begraben."

Er stand auf, trat zur Staffelei und betrachtete sein Bild mit liebevollen Blicken. Plötzlich aber verdüsterten sich seine Züge, er wendete sich zu dem Mädchen und sagte sehr ernst:

„Wer weiß! Man macht sich allzu leicht Illusionen, und wissen Sie, carina, ich hätte Lust, wenn ich Sie so ansehe, meinen Nachruhm zu verkaufen. Sie selbst wären der Preis. Sie sind gar zu schön. Wie gesagt, es könnte sich treffen. Dann würde ich Ihnen sagen: Das Bild ist Dein, sei Du mein!"

„Für das Leben?" fragte sie schüchtern.

„Für das Leben in Rom," erwiederte er mit halb verlegenem Lachen.

Der Eintritt des Baron Martell gab ihr willkommene Gelegenheit, zu entfliehen. Sie erreichte im Garten noch den Mönch, der im Fortgehen begriffen war, weil er an die Möglichkeit einer so raschen Entscheidung in Sachen des Bildes nicht gedacht hatte. Stammelnd und gesenkten Blickes erzählte sie ihm die Unterredung mit dem Maler. Fra Bernardo drückte frommen Abscheu aus, dann aber blickte er andächtig zum Himmel und sagte dabei, als ob er zu sich selbst spräche und nicht gehört werden könnte:

„Die Kirche hat die Macht, zu lösen und zu entsühnen. Wir sind Alle arme Sünder. Und wie oft hat die Kirche ein sündhaftes Mittel verzeihen müssen, wenn es zu ihren heiligen Zwecken war. Gott sei uns armen Sündern gnädig!"

Als der Baron in das Atelier getreten war, hielt er sich scherzend die Hände vor das Gesicht und sagte:

„Ich sehe nichts, so lange Sie da sind. Packen Sie sich gefälligst zum Teufel und lassen Sie mich Ihre Anwesenheit nicht ahnen.“

Darauf nahm er einen Stuhl und setzte sich vor die Staffelei, um das Bild in allen Theilen auf sich wirken zu lassen. Es brauchte eine Viertelstunde, bevor er aufstand und sich nach dem Maler umsah. Des Barons stets grimmiges Gesicht, die sozusagen pessimistische Rauhheit seines Wesens, das niemals eine Weichlichkeit aufkommen ließ, bewirkten, daß dem regungslos in einer Ecke harrenden Künstler die Thränen in die Augen traten, als der Baron ohne ein Wort zu sagen ihn schweigend umarmte. Das war von Seite dieses Mannes in vieljähriger Freundschaft niemals geschehen, und Guido Speerting war tief erschüttert. Die Rührung schlug aber auch sogleich in den Jubel um, der sich zunächst in großartigen Plänen des Ehrgeizes äußert.

„Ja, ich will den heutigen Kunstschändern zeigen, daß die Kunst, die wahre, die heilige, langmüthig ist und sich noch herabläßt, unter ihnen zu erscheinen. Sie beglücken mich, Baron, nicht weil Sie dem Bild da zustimmen, denn ich muß Ihnen sagen, es reicht bei Weitem noch nicht an den Werth der beiden Stücke, die ich nach Deutschland gesendet habe, an meinen „Tod des Sokrates“ und meine „Klytemnästra“. Strenge Zeichnung und verständiges, nicht übersättigtes Colorit! Jetzt liebt man die Orgie der Farben, den Faschingsplunder, den Hexensabbath der Tröblerwaaren auf den

Bildern und dies Alles — für welche Idee? Für die Verherrlichung der nackten, blöden Sinnlichkeit. Da kann die elegante Lüsternheit sich unter dem Vorwand der Kunstbegeisterung sättigen. Diesen himmelschreienden Kram nennt man auch mitunter Realismus. Als ob es nicht genug daran wäre, daß die Pfützen und Kloaken in Wirklichkeit vorhanden sind, daß sie schon einmal da sind; sie müssen durchaus zweimal da sein, nämlich auch in der Kunst. Meine Bilder sollen eine Fackel aufstecken; ich erwarte jeden Augenblick die ersten Nachrichten darüber."

Der Baron brummte etwas, der Maler hatte nicht Aufmerksamkeit genug, um zu erkennen, daß es die Goethe'schen Worte waren: „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt," welche auf die Seele des Künstlers eben so gut passen als auf die des Verliebten. Der Baron wollte eben ein gemeinsames Mittagmahl verabreden, als die Briefe gebracht wurden, nach denen Guido gefragt hatte. Martell setzte sich wieder vor die Staffelei, der Maler öffnete die Postsendungen. Anverwandte schrieben ihm, daß „Der Tod des Sokrates" von der Ausstellungs-Commission zurückgewiesen worden und die Kiste wieder bei ihnen liege. In einer anderen großen deutschen Hauptstadt war die „Klytemnästra" in das oberste Gemach des Ausstellungsgebäudes verwiesen worden, wo sie sich wie eine zufällige und gleichgiltige Wandverziernng ausnahm, denn eigentlich war das Gemach mit kleinen Skulptur-Werken ausgefüllt. Gleichwohl war über die „Klytemnästra" in den Tagesblättern eine Anzahl von Kritiken erschienen, die man

mit einſchickte. Guido las ſie geduldig, eine nach der andern, wobei er zuweilen laut auflachte. Dann ballte er alle in einen großen Knäuel zuſammen, in eine Kugel, und warf dieſe nach der Staffelei, daß ſie mitten auf ſein Bild traf.

Martell erhob ſich voll Erſtaunen, ſah aber in das todtenbleiche Antlitz des Künſtlers und ſtaunte nicht mehr, denn es ſagte ihm Alles. Wieder murmelte der Baron: „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt.“

Er zwang den Unglücklichen, mit ihm den Tag zu verbringen, ſagte ihm aber im Laufe der Stunden kein Wort des Troſtes, eingedenk, daß in ſolchem Falle nur Stümper der Hoffnung bedürfen, der Künſtler aber die herbe Bitterkeit als Beſchaffenheit der Welt bis zum Grunde auskoſten muß, um zuletzt als Gegenſatz dazu in ſeinem ſtolzen Selbſtgefühl den Troſt zu finden. Abends gingen ſie nach dem St. Sebaſtiansthore, von dem aus ſich ein Weg der Melancholie, bedeckt mit ehrwürdigen Trümmern, bis in die Todtenſtille der Campagna hinzieht. Sie ſprachen wenig, nur ſagte einmal Guido:

„Mein Geſchäft in Köln hat die Firma: Speerting und Sohn. Der „Sohn“ iſt ſchon mein greiſer Vater, ſo alt iſt das Haus. In ſeinen dumpfen Comptoirſtuben iſt der Friede, dem ich nicht hätte entweichen ſollen.“

Der Baron erwiderte erſt, als ſie ſchieden:

„In der vielbeklagten Vergänglichkeit erkennt die Maſſe der Menſchen inſtinctmäßig und ohne Bewußt-

sein die Identität mit der eigenen Bedeutung und Existenz, und bringt darum auch in der Kunst nur dem Vergänglichen eine leidenschaftliche Sympathie entgegen, dem Unvergänglichen zwar mit erheuchelter Ehrfurcht huldigend, aber nur, um es unbelohnt zu lassen und sich mit einem geheimen Schauder davon abzuwenden. So theilen sich für Dichter und Künstler die Wege, und wer den der Unvergänglichkeit wählt, muß auf alle Reize des vergänglichen Lebens verzichten. È la vita!“

Nicht mit lustigem Pfeifen betrat am nächsten Morgen Guido Speerting sein Atelier. Er dachte an Anselm Feuerbach, der seine „Versuchung des heiligen Antonius“, nachdem sie aus purem Unverstand zurückgesandt worden, in kleine Stücke zerschnitten und diese verbrannt hatte. Guido Speerting wußte eine bessere Art und Weise, sein „Erwachen des Kindes“ zu vernichten. Hatte er doch erst Tags vorher zu Annunziata gesagt: „Ich würde mein Bild, meine Zukunft, meine Kunst und meinen Ruhm unter dem Kopftuch der Madonna begraben.“

Er rief die junge Bäuerin und hieß sie, ihm für das Kopftuch als Modell zu dienen. Zitternd, schamerglüht, zögerte sie einen Augenblick, zu gehorchen; allein er sah so ernst und traurig aus, daß er nichts Arges im Sinne haben konnte. Eifrig begann er zu zeichnen und zu malen, den Blick immer wieder auf das Modell richtend. Er sah aber nicht die schlanke Gestalt des fünfzehnjährigen Mädchens, nicht die weichen, wie zur Hingebung geschaffenen Formen, während die

dunklen Augen und die aufgeworfenen Lippen eine keuſche und doch ſchelmiſche Sprödigkeit ausdrückten. Er ſah nur die Zerſtörung ſeines Werkes, die er mit leidenſchaftlichem Grimm zu Ende führte, bis er ein Gelächter aufſchlagen konnte, das doch vom Lachen des vorigen Tages ſehr verſchieden war.

Annunziata war darüber erſchreckt, allein er ſchenkte ihr das Bild mit einem Glückwunſch zu ihrer Vermählung. Erſt ihr ausgelaſſener Jubel, ihre Wendungen und Biegungen, als ſie unausgeſetzt ſeine beiden Hände küſſen wollte, erinnerten ihn, daß er an einen Preis gedacht hatte. Mit dem Muthe und mit der Liebe für die Kunſt ſchien jedoch auch jede ſinnliche Empfänglichkeit in ihm erloſchen zu ſein.

Noch an demſelben Tage verließ er Rom, nachdem er ſeinem Freunde, dem Baron Martell den letzten Vorgang erzählt hatte und von ihm mit den Worten geſchieden war: „Sie werden Nachrichten von mir aus Köln empfangen. In meinem Leben aber male ich nichts Anderes mehr als Ziffern in die Comptoirbücher meines Vaters.“

Sechs Monate ſpäter ſchrieb er demſelben Freunde nach Rom:

„Ich bin in voller Thätigkeit in meinem neuen Atelier. Die Entwürfe drängen ſich in meinem Kopfe, die Arbeiten auf meiner Staffelei. Was wollen Sie? Man iſt nicht der Herr des Schaffens, ſondern ſein Sclave. Der Weltgeiſt will durchaus, daß die Kunſt fortbeſtehe und wir ſind willenloſe Werkzeuge in ſeiner Hand. Wie wäre es ſonſt auch möglich, daß ſich gegen-

über dem frechen Hohn der Welt und inmitten der bitterſten Enttäuſchungen die Kunſt überhaupt noch fortſetzte? Ich arbeite, weil ich muß, ich kann der Seligkeit, die täglich in meinem Innern aufgeht und nach außen drängt, nicht widerſtehen. Anerkennung für meine Leiſtungen hoffe ich nicht, ſo lange ich lebe, aber Eins iſt mir völlige Gewißheit: die Nachwelt wird meine Werke niemals begraben, nicht einmal unter dem „Kopftuch einer Madonna“.

Ein Sonett Michelangelo's.

Künſtlernovelle von Paul Block.

Non vi si pensa quanto sangue costa.
Dante.

Der goldne Kranz — ſieh, wie er voll Entzücken
Dies blonde Haar mit Blüthen rings umfängt —
Es darf die Blume, die am tiefſten hängt,
Den erſten Kuß auf deine Stirne drücken.

Wie freudig das Gewand den langen Tag
Sich um die Schultern ſchließt und wieder weitet
Am Hals, zu dem das Haar herniedergleitet,
Das Dir die Wange gern berühren mag.

Sieh aber hier, wie mit verſchränkten Schnüren
Nachgiebig und doch eng, das ſeid'ne Band
Beglückt iſt, Deinen Buſen zu berühren.

Der Gürtel ſpricht, laß mich die Luſt genießen,
Daß ewig meine Kraft Dich ſo umſpannt —
Wie würden da erſt Arme Dich umſchließen!

Er hatte die letzte Zeile leidenſchaftlich hervorgeſtoßen und heftete zugleich ſeine mächtigen Augen mit glühendem Ausdruck auf das Antlitz des jungen Weibes vor ihm. Man ſah es ſeinen ernſten Zügen nicht an, daß ſie in ſolchem Feuer auflodern konnten; der volle Bart und die hoheitsvolle gewölbte Stirn gaben dem Antlitz etwas Strenges, düſter Abgeſchloſſenes, das weit über Welt und Menſchen hinauszuragen ſchien. Und nun war der gewaltige titaniſche Trotz dieſes Antlitzes wie hinweggeſchmolzen vor dem ſonnigen Blick aus den braunen Augen des lieblichen Mädchens auf dem weinlaubumſponnenen Balcon; der ernſte Mann lehnte an der Thür, den Meißel noch in der Hand, und ſchaute unruhig zu ihr empor: ſie ſah mit lächelndem Stolz auf ihn hernieder.

„Meiſter Michelangelo als Dichter!“ ſagte ſie nach einer Weile. „Und ſein Gedicht gilt mir, da mag mich die heilige Jungfrau vor Stolz behüten! Wie ſchön Ihr die Worte zu runden wißt! Wahrhaftig, Euer Sonett iſt wie der goldne Kranz auf meinem Haupte, ſo zierlich aneinander gefügt; nur daß dieſes Gold unedel erſcheint gegenüber dem ſtolzen Schmuck Eurer Verſe.“

„Und die Sehnſucht, die aus meinen Verſen athmet, die Bitte, die in ihnen liegt, habt Ihr ſie verſtanden, Violanta?“

In die zarten Wangen des jungen Mädchens ſtieg eine leiſe Röthe.

„Ich nehme Euer Sonett für nichts Anderes, als

eine poesievolle Schmeichelei, deren Worte man nicht so genau wägen darf," antwortete sie mit leichter Abwehr.

Michelangelo warf den Meißel hinter sich und streckte die Hände gegen sie aus.

„Wägt sie, Violanta, bei den Heiligen, wägt sie!" rief er leidenschaftlich. „Und wenn Ihr in ihnen ein Gran findet, das nicht meines Herzens eigenster Empfindung entsproß, das nicht meiner lechzenden Seele heiße Wünsche athmet, das tändelnde Verskunst ist und nicht Lebensblut, dann laßt die Sonne Eures Blickes nicht mehr über dem Haupt Eures Sclaven leuchten!"

Violanta erröthete noch tiefer.

„Ihr scherzt, Meister," sagte sie mit anmuthiger Verlegenheit. „Die Zeiten sind vorüber, in denen römische Patricier Künstler und Dichter zu ihren Sclaven hatten; jetzt kennt ganz Rom als seine Herrin die Kunst. Und Ihr, die Ihr der König seid unter Allen, die Meißel und Pinsel zu führen wissen, Ihr nennt Euch den Sclaven der kleinen Violanta, deren Vater nichts mehr ist als ein einfacher Bürgersmann. Verzeiht, wenn ich lache; aber es ist lustig und gütig zugleich, daß Euer Genius sich herabläßt, mit einem armen Mädchen zu tändeln."

Und sie lachte wirklich silberhell auf.

Der Meister sah sie zärtlich an; dann sagte er warm:

„Ihr irrt, Madonna; zu allen Zeiten war die Schönheit die Herrin der Kunst. Ihr streben Alle

nach, die es ehrlich mit ſich und ihrem Werk meinen, aber nur wenigen iſt es vergönnt, ſie zu erreichen; und wenn auch die Seele des Künſtlers ſie ahnt, ganz verſtehen, ganz ihre göttliche Macht empfinden kann nur der, dem ſie ſich in dem ſüßen Zauber der Liebe erſchließt. Vor dieſem Zauber wird auch der Rieſe zum Zwerg, der Trotz zur Demuth; und ſo habe ich recht und tauſendmal recht, wenn ich Euch, holdes Mädchen, meine Herrin nenne. Seit Ihr in dies einſame Haus gezogen ſeid, lacht ein ewiger Sonnenſchein über ihm und mir; oh wenn ich Euch bewegen könnte, mir allein das Recht zu geben, an dieſer Sonne mich zu erfreuen! Mein Leben iſt ſehr arm an Liebe, Violanta; es hat bisher kein Weib gegeben, das mir in treuer Leidenſchaft gehörte. Ich bin ein rauher Mann, launiſch und hart, glühend und ernſt; ich kann nicht viel Scherz treiben, und wieder, wenn mir das Herz einmal überfließt, gibt's keinen Damm, der mich aufhält. Von mir geht ein Hauch aus, der verbrennt oder verſteint; und doch, wenn das rechte Weib käme, wäre ich wohl ein Lamm an ſeiner Hand. Alle Schönen fliehen vor mir; ſie ehren mich und fürchten mich. Und doch dürſtet mein Herz nach der erfriſchenden Glut eines Kuſſes, doch gäbe ich zehn Jahre meines Lebens, wenn ich zehn andere vollauf lieben und ſchaffen könnte; wollt Ihr mir dieſe Luſt gönnen, Violanta? Seid mein Weib: in Euren ſanften Augen ſchimmert ein Strahl, der den meinen verwandt iſt. Ihr bergt holde Gedanken in Eurem lieblichen Haupt. Ihr ſeid ſo ſchön und gut, daß Ihr einen Mann zum Künſtler,

einen Künſtler zum Gott machen könnt! Werdet die Meine, Violanta; bei der Jungfrau, die Sterne am Himmel ſollen Eure Schönheit und unſer Glück beneiden lernen!"

Er war die Stufen zum Balcon hinaufgeeilt und und hatte die Hand des jungen Weibes ergriffen; ſeine ſtarke Geſtalt bebte in verhaltener Leidenſchaft und und ſeine Stimme klang gepreßt, als ob ſie aus ſchwerathmender Bruſt komme.

Violanta ſchien durch den Sturm ſeiner Worte ſeltſam bewegt; ſie ſah ihn mit einem Blick an, in dem ſich Bewunderung und Furcht miſchten, und ihren Buſen hob ein Seufzer, der ebenſo ſtolz wie bangend ſein konnte.

„Ihr erſchreckt mich," flüſterte ſie und ſetzte dann, als er erbleichend einen Schritt zurück trat, raſch hinzu: „und beglückt mich. Ich frage mich, wie es geſchehen kann, daß Michelangelo mich liebt, und ich finde keine Antwort. Ihr ſeid ſo mächtig, Meiſter: kein Hinderniß hält vor Euch Stand. Wie Ihr in der Siſtina Euer Gerüſt in die Luft gebaut, ohne Stütze, ohne Seil, ſo ſchlagt Ihr Brücken über jede gähnende Kluft. Eure Größe — meine Niedrigkeit — wie ſoll das miteinander verbunden werden? Und doch, Euch kann es gelingen! Aber ob es Euch dann nicht einmal gereut? Ob ich es vor mir verantworten kann, meine Hand zu dem Wagniß zu bieten? Laßt mir Zeit, darüber zu ſinnen, Michelangelo; mein Herz nennt Euren Namen oft: vergönnt es mir, darauf zu lauſchen, wie es ihn ausſpricht. Ich gehöre keinem Andern — das

ſchwöre ich Euch; fragt mich nach einer Woche noch einmal, und ich hoffe, daß ich Euch gehören kann."

In den Zügen Michelangelo's leuchtete ein heißes Glück auf; er ergriff die Hände des Mädchens, als wollte er das bebende Weib mit ſtürmiſcher Gewalt an ſich reißen — aber dann ward er plötzlich ruhig und ſein Auge ruhte mit einem heiteren, milden Glanz auf ihrem ſonnigen Scheitel.

„Dank Euch, Madonna Violanta," ſagte er. „Michelangelo berührt Euch nicht, bevor Ihr ihm das Recht dazu gebt. Wenn die Sonne zum ſiebenten Male aufging, wird auch meinem Leben die Sonne erſcheinen."

Sie ſah ihm ſinnend in das ernſte Geſicht; da klang ein heller Ruf zum Balcon hinauf.

Eine kleine Schaar junger Leute war plaudernd herangeſchritten, an ihrer Spitze ein ſchöner Jüngling mit langem blonden Haar und Augen, vor deren ſonniger Klarheit jedes Dunkel zu ſchwinden ſchien. Die jungen Männer waren lächelnd ſtehen geblieben, als ſie die Gruppe auf dem Balcon ſahen, und ihr Führer hatte die Augen bewunderungsvoll auf das ſchöne Mädchen gerichtet.

„Bei der Jungfrau, Meiſter Michelangelo!" rief er nun laut. „Es iſt kein Wunder, daß Ihr die Schönheit zu bilden wißt, wenn ihre Göttin ſelbſt Euch unterweiſt!"

Michelangelo zog einen Augenblick die Brauen zuſammen; die Störung ſchien ihm unwillkommen. Dann aber antwortete er freundlich:

„Habt Dank für das Wort; ich zweifle nicht, daß Eure Göttin Euch eben so schön erscheint.“

„Unmöglich — es giebt keine Andere als die neben Euch,“ rief der Jüngling leiser zurück; dann schritt er, nach einem letzten Blick, mit den Anderen weiter.

Violanta hatte den Blick zu Boden gesenkt; jetzt hob sie ihn verschämt, um dem Fremden nachzuschauen. Ihr Antlitz glühte, in ihren Augen schimmerte eine verborgene Glut.

„Wer war der Jüngling!“ fragte sie leise.

„Kennt Ihr den Urbinaten nicht? Es ist Rafael, der im Vatican die Disputa gemalt — ein Sohn der Sonne: Glück, Kunst und Ruhm fliegt ihm zu wie ein Strahl des göttlichen Gestirns, und die Herzen der Frauen liegen ihm zu Füßen. Man sagt, ich wäre neidisch auf seine Kunst; das ist unwahr. Wenn ich ihn um etwas beneidete, so war es um die Liebe, die er spielend erwirbt.“

Er sah nach der Sonne und neigte sich dann zu ihr.

„Es ist Zeit, daß ich wieder an die Arbeit gehe,“ sagte er. „Lebt wohl bis zum Wiederseh'n, Madonna; ich werde an Euch denken, wenn trübes Sinnen mich überkommt. Fragt Ihr inzwischen Euer Herz, welche Antwort mein Sonett verdient.“

Noch einmal sah er in ihre Augen, die sich vor seinem Blick senkten; dann ging er mit gelassener Bewegung die Treppe hinunter und trat wieder in seinen Arbeitsraum.

Als er kaum verschwunden war, richtete Violanta sich auf; wie von unbezwinglicher Gewalt getrieben,

wandte sie den Blick nach der Stelle, an welcher Rafael verschwunden war.

„Wie schön er ist!“ flüsterte sie vor sich hin. „Ach — und die Herzen der Frauen liegen ihm zu Füßen!“

— — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage waren vergangen.

Michelangelo hatte Wort gehalten; er war Violanta nicht in den Weg getreten. Es widerstrebte ihm, durch die Macht seines Namens und seiner Worte einen Einfluß auf diese jungfräuliche Frauenseele auszuüben und er glaubte, der holden Blüthe ihrer Liebe um so sicherer zu sein, je ungestörter er dieselbe sich entfalten ließ. Eine stille und freudige Hoffnung auf ein sicheres Glück erfüllte ihn und ließ ihn die Mühen und Kränkungen leichter nehmen, die ihm durch die Unfähigkeit seiner Gehilfen und durch die Ungeduld des Papstes auferlegt wurden. Dazu kam noch, daß in seiner nie rastenden Seele der Gedanke an ein neues Werk emporkeimte; er war sich noch nicht ganz klar darüber, aber er fühlte, daß es gelingen würde, und die Schaffenslust des Künstlers vereint mit der Hoffnungsfreude des Liebenden machten ihn fröhlicher, als er es sonst zu sein pflegte. Dennoch fuhr er mit einem ungeduldigen Ruf von der Arbeit auf, als er an einem Abende durch ein Pochen an der Thür gestört wurde.

„Wohl wieder ein Bote vom Papst!“ murmelte er. „Giulio denkt, die Kunst wie die Menschen durch seinen Krückstock vor sich treiben zu können!“

Mit finsterer Stirn trat er an die Thür und öffnete;

aber ſein Unwille wich einem tiefen Staunen, als er in dem draußen Harrenden Rafael erkannte.

„Ihr, Meſſere Sanzio?“ fragte er verwundert.

Der junge Künſtler trat mit einem liebenswürdigen Lächeln auf ihn zu.

„Ihr ſeid erſtaunt, Buonarotti!“ erwiederte er, „Die Welt ſagt, wir ſtänden uns als Gegner gegenüber; ich kam, um zu zeigen, daß es nicht an mir liegt, wenn ſie die Wahrheit ſpricht. Es giebt Keinen, der Eure Kunſt höher ſchätzt als ich, Michelangelo; meine Diſputa kann Euch erzählen, daß ich von Euch gelernt habe.“

Michelangelo nickte ernſt.

„Es iſt ein großes Bild,“ ſagte er. „Ihr ſeid zu manchem ſchönen Werk berufen, Rafael. Es wird eine Zeit geben, in der man Euren Namen mit Bewunderung nennt.“

Der Künſtler erröthete vor Vergnügen.

„Aber erſt nach dem Euren,“ antwortete er.

Der Andere ſchüttelte ſinnend das Haupt.

„Ich glaube es nicht; Ihr habt das Glück, eine Sprache zu reden, die Jedem verſtändlich iſt. Mir iſt es zuweilen nicht einmal gegeben, mich ſelbſt zu faſſen; oft ſagt mir der überlegende Verſtand: ſchaffe anders, menſchlicher, freundlicher — aber dann fährt es mir wie ein Blitzſtrahl vom Herzen in den Arm, und mein Werk wächſt über den Willen hinaus.“

Rafael ſah ihn leuchtend an.

„Tadelt nicht, was Eure Kunſt göttlich macht!“ ſagte er. „Auch ich habe dieſen Blitzſtrahl gefühlt; aber in mir entzündet er eine holde, angenehme Flamme,

die mir die Welt zum Paradiese verklärt. O, wie selig sind wir, Michelangelo, weil wir leben dürfen und lieben!"

Das ernste Antlitz des Meisters nahm einen schmerzlichen Ausdruck an.

„Selig!" wiederholte er. „Ihr seid es — wer sagt Euch, daß es Alle sind? Wo Ihr die wohllautende Harmonie der Sphären vernehmt, tönt es mir in das Ohr wie das unabläßige Grollen eines fernen Gewitters. Noch ist es nicht über unsern Häuptern, aber wir fühlen, daß es naht. — Lieben! Preist Euch glücklich, Jüngling, weil Ihr Liebe in der Welt zu sehen vermögt. Mir ist sie der ewige Kampf der Titanen gegen die Götter — unermeßlich groß, unermeßlich verbrecherisch — weil er vergebens ist!"

Er strich mit der Hand über die Stirn und nahm die Kreide zur Hand.

„Verzeiht, wenn ich weiter schaffe; der Papst drängt und ich habe noch viel zu thun."

Rafael hatte die ernsten Worte mit Antheil, aber doch mit einem sonnigen Lächeln angehört; nun trat er neugierig dem Karton näher und sagte nach einem prüfenden Blick:

„Es ist ein Entwurf zu der zweiten Hälfte des sistinischen Deckengewölbes — meisterlich, wie Ihr nicht anders zu schaffen vermögt. Der Gedanke, die Gemälde nicht auf der Wand, sondern scheinbar nach oben im blauen Aether erscheinen zu lassen, entzückt mich, und die kühne Architektur, die Ihr in diese wundervolle Luft hineinbaut, ist majestätisch. Zu majestätisch

faſt, möchte ich ſagen. Der Ernſt dieſer Säulenknäufe, die ſchwere Ornamentik der Bogen wirkt faſt erdrückend. Ich hätte zur Trennung der einzelnen Scenen Blumengewinde gewählt.“

Michelangelo lächelte ernſt.

„Die Decke ſoll die Erſchaffung der Welt darſtellen,“ antwortete er. „Die Welt ſetzt ſich nicht aus Blumen zuſammen.“

„Aber die Kunſt darf das Leben mit Blumen umwinden. Und auch Ihr ſelbſt, Meiſter, ſchienet vor Kurzem an einer lieblichen Roſe Gefallen zu finden.“

Der Meiſter ſah ihn ſcharf an.

„Ihr meint —?“

„Das reizende Mädchen auf dem Balcon.“

„Madonna Violanta — kennt Ihr ſie, Meſſere?“ Die Frage klang argwöhniſch, aber die gewinnende Liebenswürdigkeit, mit der Rafael ihn anſah, beſiegte jeden häßlichen Gedanken.

„Ich kenne ſie nicht, Meiſter; aber ich hoffe, Ihr werdet mir ihre Bekanntſchaft gönnen, wenn ſie die Eure iſt. Nicht wahr, ſie liebt Euch?“

„Ich hoffe es,“ ſagte Michelangelo, und ein freudiges Lächeln flog über ſein Antlitz.

Sein junger Gefährte ſchien durch dieſe Freude nicht angenehm berührt zu werden; die ſanften Augen blickten eine Secunde traurig vor ſich hin; dann aber ſagte Rafael — ſchon wieder lächelnd, aber in ſeiner Stimme klang es, wie verſchleierte Wehmuth:

„Ihr ſeid beneidenswerth. Dann wird jedoch ſicherlich eine Zeit kommen, in der auch Ihr die Welt mit Roſen bekränzen möchtet.“

Er verneigte ſich mit zierlicher Anmuth und ging; Michelangelo ſah ihm nach, wie er über den Hof ſchritt, und ein Ausdruck ſtillfreudiger Hoffnung lag auf ſeiner Stirn.

Da erbleichte er plötzlich.

Ueber den Hof kam von der Straße her Violanta, einen Strauß in der Hand, auf den ſie die Blicke geſenkt hielt; ſie ſah den jungen Rafael nicht eher, als bis ſein Schatten auf ſie fiel — dann hob ſie, wie in ſüßem Schreck die Augen und drückte die Blumen an die ſchwellende Bruſt.

Eine Secunde ſtanden ſich Beide ſchweigend gegenüber; dann ſprach Rafael einige Worte, ſie neigte ſich erröthend — dann gingen Beide aneinander vorüber, aber nur, um nach wenigen Schritten ſich umzuſehen ... Das war es, was den ſtarken Mann erbleichen machte; aber er ſchüttelte lächelnd die Erregung von ſich und murmelte wie zum Troſte vor ſich hin: „Nur noch drei Tage!“

Und auch dieſe waren vergangen; der Morgen war gekommen, der dem Meiſter Violanta's Entſcheidung bringen ſollte. Sonſt war er um dieſe Stunde ſchon immer bei der Arbeit in der Siſtina geweſen; an jenem Tage wollte er nicht gehen, bevor er den erſten Kuß von Violanta's Lippen empfangen.

Er hatte das holde Kind bisher nur flüchtig geſehen; dabei war es ihm wohl aufgefallen, daß ſie zurückhaltender gegen ihn ſchien, als früher, aber er hatte jede aufkeimende Sorge erſtickt — ihr Herz war ja noch frei!

Tief aufathmend trat er an die Thür und ſah zwiſchen den Vorhängen hindurch nach dem Balcon; da fuhr er zurück, als wenn er das Haupt der Meduſa geſchaut hätte: über die Brüſtung gebeugt ſtand Violanta und ſah mit einem Ausdruck ängſtlichen Glückes in das ſchöne Antlitz Rafael's, der ihre Hand gefaßt hielt und feurig zu ihr ſprach:

„Entflieht mir nicht, Madonna," vernahm Michelangelo ſeine ſchmeichelnde Stimme. „Ihr ſeid mir bisher immer enteilt, wenn ich jene entſcheidende Frage an Euch richtete — aber heute ſollt Ihr mir Rede ſtehen. Nichts Anderes will ich ja von Euch, als daß Ihr mir die Wahrheit ſagt. Liebt Ihr Buonarotti? Ich flehe Euch an — ſagt es mir. Liebt Ihr ihn?"

Der Mann an der Thür preßte den Vorhang zuſammen und ſeine Bruſt hob ſich in athemloſer Spannung.

„Er iſt ſo groß — ſo * bewunderungswürdig!" flüſterte Violanta.

„Bei Gott — das iſt er!" rief Rafael. „Den Lorbeer auf ſeine Stirn, aber nicht die Roſe. Nicht wahr, Madonna — Ihr liebt ihn nicht?"

„Er glüht für mich —" rang es ſich von ihren Lippen. „Wenn er mich anblickt, erbebt der ſtarke Mann — oh, ich fühle Mitleid mit ihm, aber ich kann es nicht ändern, daß ich mich fürchte, wenn er mir naht. Er erſcheint mir wie Zeus, und ich fürchte zu verbrennen wie Semele, wenn er mich an ſich preßte . . . Oh, Ihr wißt nicht — er hat mich beſungen — in einem ſehnſuchtathmenden Sonett beſungen — und

heute will er die Antwort auf ſeine Verſe holen. Ah — wie gern ſähe ich ihn glücklich, wenn nicht ich es wäre, von der er ſein Glück empfängt . . .!"

Ein dumpfes Stöhnen entrang ſich der Bruſt Michelangelo's; aber er biß ſich auf die Lippe, als wollte er jeden Ton in ſeiner Bruſt zurückdämmen und bohrte ſeine Augen mit einem furchtbaren Ausdruck zornigen Schmerzes in das ſtrahlende Antlitz Rafael's.

Dieſer dagegen ſchien von einem Rauſch übermäßigen Glückes überwältigt.

„Ihr liebt ihn nicht!" rief er jubelnd. „Den Heiligen Dank! Hättet Ihr Euer Herz an den ſeltenen Mann gegeben — ich wäre davongegangen, ohne zu verrathen, was meine Bruſt zu ſprengen droht. Aber nun — oh Violanta, Ihr müßt lieben! Ihr, wie kein anderes Weib ſeid geſchaffen, Wonne zu geben und zu empfangen. Soll ich noch mehr ſagen? Soll ich flehen; begnadigt mich mit Eurer Huld?"

Wieder lauſchte Michelangelo.

„Wenn er uns hörte —!" kam es ängſtlich von Violanta's Lippen.

„Wer? Der Meiſter? O, habt keine Sorge! Um dieſe Zeit iſt er ſchon lange bei der Arbeit in der Siſtina; er vergißt die Kunſt nicht um der Liebe willen, meine Kunſt geht auf in der Liebe. Und dieſe Kunſt ſoll Euch gehören. Ihr ſpracht von einem Gedicht, das Michelangelo Euch gewidmet, auch ich habe Euch beſungen, wenn auch ohne Worte. Aus der Erinnerung malte ich Euer Bild, die Arbeit daran war mir

eine Erquickung in den Pauſen meiner Beſchäftigung im Vatican. Darf ich Euch das Bild bringen, Madonna? Liebtet Ihr Buonarotti, ſo hätte ich das Werk vernichtet, nun aber: nicht wahr, ich darf es Euch bringen, Violanta?"

Wie willenlos ſtahl ſich ein ſüßes Lächeln auf die Lippen des Mädchens; ſie nickte leiſe . . .

Michelangelo wandte ſich ab; die Augen ſtarr auf den Boden geheftet, ſchritt er nach der Thür, die in's Freie führte. Die Arbeit rief, er wollte nicht ſäumen; ſie war ja die Einzige, die ihm treu blieb. Alſo auch dieſes Glück hatte ihn belogen! Geraubt war es ihm von einem Andern, einem Knaben ohne Bart, einem Anfänger in der Kunſt, der er ſo mühevolle Jahre gewidmet.

„Von mir hat er gelernt!" murmelte Michelangelo. „O, könnte ich —!"

Seine Stirn zog ſich in Falten und die Hand ballte ſich. Finſter betrat er den Vatican und ſchritt durch die Loggien, an denen unter Bramante's Aufſicht gebaut wurde, dem Zimmer zu, deſſen Wand Rafael's Disputa ſchmückt.

Mit düſterem Blick betrachtete er das Werk; aber wie durch ein Wunder milderte ſich allmählig der Zorn in ſeinen Zügen. Er trat näher und entfernte ſich wieder; er hielt die Hand über die Augen und ſtand dann wieder ganz ſtill, die Arme über der Bruſt gekreuzt. Endlich begannen ſeine Lippen leiſe Worte zu murmeln:

„Er kann's — bei der Jungfrau — er kann's! Die Ordnung der Geſtalten, wie wohlgelungen! Und

hier — dieſer Arm, dieſe Wendung des Halſes — er hat von mir gelernt. Bah, geraubt hat er es mir, aber freilich, er hat den Raub zu ſeinem Eigen gemacht. Das Werk iſt ſein, Keiner malt's ihm nach — ich auch nicht — ich ganz gewiß nicht!"

Eine Wolke lagerte ſich auf ſeiner Stirn; aber ſogleich richtete er ſich ſtolz auf und fuhr lauter in ſeinem Selbſtgeſpräch fort:

„Aber Anderes gibt es, das er mir nicht nachmalt! Meinen Gottvater in der Siſtina bezwingt er nicht; das Bild der Madonna, das wäre etwas für ihn: ſanfte, liebliche, erhabene Weiblichkeit, die könnte er darſtellen, wie es kein Andrer ihm nachthun würde. Aber Gott —? Nie! Er kennt kein Leid: nur, wer das Weh' des Lebens begriff, kann Gott malen! Gleichviel, er iſt mir ebenbürtig. Viele werden ihn größer nennen als mich, weil ſie ihn beſſer verſtehen, und vielleicht iſt er größer, weil er glücklicher iſt!"

Michelangelo trat zurück; er war ruhiger geworden. Da ſtreifte ſein Fuß einen Rahmen, der an der Wand lehnte, und warf ihn zu Boden. Der Meiſter hob das Bild auf; aber kaum hatte er einen Blick auf daſſelbe geworfen, da erbleichte er von Neuem: es war Violanta's Porträt, lächelnd, den goldenen Kranz in den blonden Locken, wie ſie damals auf dem Balcon geſeſſen hatte. Lange ſah der Meiſter das Bild an; dann nickte er ernſt und flüſterte:

„Es iſt mit dem Herzen gemalt!"

Ein leiſer Ruf bewog ihn, ſich umzuſchauen; da ſtand auf der Schwelle Rafael und blickte verlegen auf

den düſteren Mann. Aber nur einen Augenblick; dann trat er gefaßt auf ihn zu und ſagte mit edler Offenheit:

„Dies Bild ſagt Euch, was ich Euch zu ſagen kam, Buonarotti. Ich liebe Violanta und —“ er hielt verlegen inne.

Aber Michelangelo warf ihm ruhig ein;

„Und Violanta liebt nicht Michelangelo; ſie fühlt Mitleid mit ihm, aber ſie liebt ihn nicht, weil ſie ihr Herz an Rafael gab. Still, ſagt nichts. Ich mache Euch keinen Vorwurf; ich habe mich dareingefunden. Wäre ſie mein Eigen geworden, mein ganzes Leben hätte ihr gehört; Du wirſt ſie beſitzen, Jüngling, wie Du viele beſeſſen haſt, und wirſt ſie verlaſſen. Es iſt nicht Deine Schuld, es iſt die Schuld Deines Glückes: Dir iſt das Los geworden, Viele zu beſeligen. Und auch ſie wird ſelig Deiner gedenken in derſelben Minute, in der ſie Dir Thränen der Sehnſucht nachweint. Herzen beglücken, Herzen vernichten: das iſt das traurige Vorrecht des allbeſiegenden Genius. Nimm ſie hin, ſchmücke Dich mit ihr; ich werde Dein Glück nicht ſtören. Vielleicht aber erſteht Dir aus all den holden Frauen, welche Dein Leben verſüßten, das Bild der Höchſten und Herrlichſten, der Einzigen, die Dir ewig verſagt iſt, es ſei denn, daß Deine Kunſt ſie erreicht. Und wenn Du dieſes Weib gemalt, wie es Deinem Herzen erſchien, dann bin ich zufrieden. Du wirſt ein großer Maler werden, Rafael Sanzio: halte Deine Kunſt göttlich und rein, dann ſind die Herzen auf Deinem Wege nicht vergebens geopfert! — — — Hier

nimm Dein Bild und bringe es ihr: es iſt vortrefflich gemalt. Und warte —" er zog ein Blatt aus dem Wamms und ſah mit trübem Lächeln darauf hin — „Nimm dies mit. Es iſt ein Sonett, das zu dem Bild gehört, gieb es ihr und ſage ihr, daß Michelangelo ihrer freundlich gedenkt, auch wenn ſie nicht ſeines Lebens Sonne werden will. Und dann — mache ſie glücklich."

Er winkte und ſchritt, ohne eine Antwort abzuwarten, von dannen; Rafael ſah ihm nach, in tiefes Sinnen verloren. Seine Wangen glühten, ſeine Augen ſtrahlten, dann hob ſich plötzlich ſeine Bruſt zu einem tiefen Seufzer und er eilte raſch hinaus.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Michelangelo am Abend nach ſeinem Hauſe zurückkehrte und an dem Balcon vorüberſchritt, erklangen von demſelben leiſe, koſende Worte. Der Meiſter lächelte; in ſeinem Antlitz lag eine göttliche Reſignation. Still ging er in den Werkraum, nahm einen Carton und ſetzte ſich in die weite Fenſterniſche, durch die voll das Licht der ſcheidenden Sonne zu ihm hineinflutete.

Träumeriſch ſah er auf das leere Blatt; vor ſeinen Augen ſchien die Geſtalt emporzutauchen, die er auf die weiße Fläche werfen wollte.

„Komm, Du Genoſſe meiner Seele!" murmelte er. „Du ſollſt mich tröſten; Du gehörſt zu mir: ein Rieſenwerk im Herzen und einen Rieſenſchmerz; ewig ringend — ohne Hoffnung auf Dank; Edles begehrend — und nie verſtanden; Wohlthaten ſpendend — angeeifert von den Empfangenden; immer gefürchtet und niemals, niemals geliebt!"

Ein leiſer erhabener Schmerz durchzitterte die letzten Worte; von draußen klang ein ſilberhelles Lachen und das Geräuſch eines Kuſſes herein.

Wieder lächelte Michelangelo; dann ergriff er mit feſter Hand die Kohle und entwarf in mächtigen Zügen die Geſtalt, die ihm im Haupte ſchwebte; er wollte erſt in ſpäterer Zeit daran gehen, ſie in Marmor nachzubilden, aber als in dieſer Stunde der Entſagung die Arbeit immer weiter vorrückte, ſchien es, als ob die mächtigen Formen plaſtiſch aus dem Papier hervorträten, und jenes herrliche Haupt, welches das Entzücken kommender Geſchlechter werden ſollte, leuchtete in faſt marmorner Größe und Hoheit ſeinem Schöpfer entgegen: es war das Haupt des Moſes. . . .

Eine venetianiſche Studie.

Novellette von **Otto Baiſch.**

Da war er nun, mitten in der vielbeſungenen Lagunenſtadt. „Nach Italien? Nach Rom?“ hatten einige ſeiner Akademiegenoſſen ihn kopfſchüttelnd gefragt; „was wollen ſie dort? Die Romfahrten ſind doch ein längſt veralteter Brauch. Warum gehen Sie nicht lieber nach Paris, wo Sie den modernen Naturalismus an der Quelle ſtudiren können?“ — „Laßt dem Walter ſeinen Willen!“ lachten andere entgegen; „er iſt und bleibt ja doch der ſentimentale Romantiker, der für ſchöne Linien und roſige Stimmungen ſchwärmt.“ — Weder die ernſthaften Einwendungen der Einen noch die ſpöttiſchen Bemerkungen der Anderen hatten ihn umgeſtimmt, und Venedig, ſeine erſte Station jenſeits der Alpen, war nicht dazu angethan, ihn ſeine Beharrlichkeit bereuen zu laſſen. Was er um ſich ſah, entzückte ihn. Dieſe maleriſche, phantaſtiſche Architektur,

von der lachenden Septembersonne umspielt, dieses eigenartige Leben und Treiben auf den glitzernden Canälen, an der Riva, auf der Piazza und in den labyrinthisch verschlungenen engen Gassen, Alles das versetzte ihn durch seine farbenreiche Absonderlichkeit in eine Art von ekstatischem Rausch. Täglich unternahm er zielloſe Kreuz- und Querzüge, nur um das buntbewegte Volksleben zu beobachten, an dem Alles ihm neu war.

Bei einer dieser Wanderungen fiel sein Blick von ungefähr auf eine Erscheinung, die ihn unwiderstehlich anzog. Es war ein blutjunges Wesen von äußerster Zartheit und Geschmeidigkeit. Aus dem bunten, türkisch gemusterten Tuche, das diese dem Augenscheine nach wohl kaum an der Schwelle der Jungfräulichkeit angelangte Kleine nach venetianischer Art über den Kopf geschlungen hatte, sahen zwei herzige Kindergesichter hervor: ihr eigenes und das eines bausbackigen Säuglings, ohne Zweifel ihres jüngsten Brüderchens oder Schwesterchens. Walter fühlte sich wie gebannt. All die vielgestaltigen Eindrücke, die bisher in Venedig auf ihn eingestürmt, hatten mit ihrer lebhaft bewegten Mannigfaltigkeit seine Sinne und Vorstellungen mehr zerstreut und verwirrt als geklärt. Jetzt auf einmal packte ihn wie eine Erleuchtung von oben das überzeugende, begeisternde Gefühl, auf das er längst mit stillem, sehnlichem Herzensbangen geharrt, — das Gefühl: Das mußt du malen! Unverwandt folgen seine Blicke den gemessenen, von natürlichem Rhytmus getragenen Bewegungen des jungen Wesens, das langsamen

Schrittes ihm entgegenkommt, mit ruhiger Gelaſſenheit an ihm vorübergeht. Da gilt kein Beſinnen mehr. „Signorina!“ ruft er ſie an.

„Was befiehlt der Herr?“ fragt ſie, indem ſie ſich lächelnd nach ihm umwendet.

„Werdet Ihr mir wohl geſtatten, Euer Bild zu malen?“

„Wenn meine Mutter nichts dawider hat, recht gern.“

„Eure Mutter? Wo wohnt ſie, und wie heißt ſie?“

Die Kleine nannte den Namen, das Gäßchen, die Hausnummer, und nachdem der junge Mann erklärt, ſich am anderen Morgen in ihrer Wohnung zu näherer Rückſprache einfinden zu wollen, ſchieden die Beiden. Sobald in der Frühe des nächſten Tages die Stunde es irgend geſtattete, machte er ſich auf den Weg nach dem bezeichneten Hauſe, das er mit Hilfe eines wegekundigen Knaben, wie ſie ſich in Venedig dem Fremden dutzendweiſe als Führer anbieten, unſchwer erreichte. Ueber eine enge holperige Holztreppe kletternd, gelangte er zu einer geſchloſſenen Thüre, an die er kräftig anklopfte. Es koſtete einige Verhandlungen mit der Alten, die hinter der zunächſt nur ein wenig ſich öffnenden Thüre nach ſeinem Begehren fragte, ehe er Einlaß fand. „Ihr alſo ſeid es,“ brummte ſie ziemlich mürriſch, während ſie ihn über einige weitere Stufen hinauf in eine ärmliche Stube geleitete, „der meine Marietta malen möchte? Die Unbeſonnene hat Euch ermuntert, ohne zu bedenken, daß die Tochter einer armen alten Wittwe mehr zu thun hat, als ſich hinzuſetzen wie eine große Dame und ſich malen zu laſſen.“

Walter merkte ſofort, wo das hinaus wollte, und hatte die Alte durch Ausſicht auf entſprechenden Gewinn raſch zu ſeinem Gunſten geſtimmt.

„Geduldet Euch ein wenig," ſchmunzelte ſie jetzt, „dann können wir die Sache zu Dritt weiter beſprechen. Meine Tochter iſt drin in der Kammer und ſtillt das Kleine."

Mit großen Augen blickte Walter die Alte an. Sie ſtillt das Kleine? wiederholte er betreten in ſeinen Gedanken. Alſo nicht Geſchwiſter ſind die Beiden, der niedliche Säugling iſt ihr eigenes Kind, das Kind eines Kindes! Und mit einem ſeltſamen Ausdruck ſchaute er nach der loſe angelehnten Kammerthür. Da wurde dieſe von einem kecken Luftzug erfaßt, der durch die offenen Fenſter mit nahezu nordiſchem Ungeſtüm hereinfegte, und langſam in den Angeln herumgedreht. Ein Bild von bezaubernder Lieblichkeit enthüllte ſich vor Walter's Augen. Auf dem Rand ihrer Bettſtatt ſaß Marietta, mit einem leichten farbigen Röckchen bekleidet, das Hemd, das die linke Seite ihres Oberkörpers theilweiſe bedeckte, von der rechten herabgeſtreift, ſo daß die weichgerundete Schulter, der volle und doch feingeformte Arm, die jugendlich ſchwellende Bruſt entblößt waren. Das kleine Weſen, das an dieſer Bruſt ſich nährte, lag, nur loſe in eine Windel gewickelt, in ihrem Schooße. Wie ihres tiefen Negligés völlig unbewußt oder doch ohne eine Ahnung davon, daß darin irgend welche Ungehörigkeit gefunden werden könnte, ſchaute Marietta dem jungen Künſtler ruhig lächelnd in's Geſicht.

„So möchte ich Euch malen!“ rief er, hingeriſſen von der beſtrickenden Gewalt dieſer Erſcheinung, mit einer glühenden Lebhaftigkeit, über die er im nächſten Augenblicke ſich beinahe mädchenhaft verlegen werden fühlte. Aber Marietta nickte ihm ein ſo unbefangen beipflichtendes „Ebbene!“ zu, daß ihm zu Muthe ward, als ſei er ſelbſt in einem Zuſtand paradieſiſcher Unſchuld und Naivität zurückverſetzt. Raſch war er mit der Alten handelseins und begab ſich ſchleunigſt in ſeine Wohnung zurück, um ſeine Geräthe herbeizuſchaffen und die reizende Scene an Ort und Stelle zu malen.

* * *

Eine Reihe von Tagen war dahingegangen, während deren Walter mit unermüdlichem Eifer an ſeiner Studie gearbeitet. Im hellen Lichte des Wohnzimmers hatte er ſeine leichte Staffelei aufgeſtellt, während die Gruppe von Mutter und Kind nur durch die offene Kammerthür ein gedämpftes Licht empfing, das ſich im Laufe des Tages nicht allzu ſehr veränderte. So, von einem poetiſchem Halbdunkel umfloſſen, das ſich in den feinſten Schattirungen abſtufte, erſchien ſie wie das Modell zu einem echt Rembrandt'ſchen Bilde, nur daß die Geſammtſtimmung den ſchimmernden Goldton des großen niederländiſchen Meiſters in jene feinen Silbertöne überſetzt zeigte, die der modernen Palette ſo genehm ſind. Neben Walter ſaß gewöhnlich die Alte, mit einer kleinen Arbeit beſchäftigt oder das Kind wartend in der Zeit, in welcher er deſſelben nicht

bedurfte. Heute ſchwelgte er wieder ſo recht in den zarten Modellirungen der Formen, den feinen Abſtufungen der Tonwerthe, während das Kleine in Marietta's Schooß ſchlief. Da wurde die Alte von einer Nachbarin zu einem längeren Gang von Wichtigkeit, wie ſie ſagte, abgerufen. Marietta ſollte hinter ihr die Thüre wieder verriegeln, Walter aber übernahm das, damit das Kind nicht aus der Ruhe und aus ſeiner dem Maler eben jetzt beſonders günſtigen Lage aufgeſtört werde. Mit ſeltſamen Gefühlen, über deren Natur er ſich ſelbſt nicht ſofort genaue Rechenſchaft zu geben vermochte, kehrte er an ſeine Arbeit zurück. Es war das erſte Mal, daß die Alte ſich während ſeiner Anweſenheit aus dem Haus entfernte.

Nun nahm der Gedanke, Marietta einmal unbewacht gegenüberzuſitzen, plötzlich ſeine ganze Einbildungskraft gefangen, leiſe Wünſche weckend, die, ihm ſelbſt kaum bewußt, bisher in ſeiner Bruſt geſchlummert hatten. Wie ſüß mußte es ſein, um dieſe weichgerundeten Schultern ſeine Arme zu legen, auf dieſe holden blühenden Lippen einen langen Kuß zu drücken, das leiſe Wogen dieſer jugendlichen Bruſt an der ſeinen fühlen, die ganze zarte Geſtalt auf den Knieen wiegen zu dürfen.

Schäme dich! predigte er ſich ſelbſt; haſt du nicht Wichtigeres zu thun, als hier verliebten Anwandlungen nachzuhängen? Bietet dir, dem Künſtler, die gottbegnadete Schönheit nicht höhere Genüſſe als die, nach denen jeder lüſterne Geck begehrt? Und mit erneutem Eifer ſtudirte er den intereſſanten Lichtgang, den

flimmernden Schmelz der Töne, die reizvoll gruppirten Werthverhältniſſe. Aber ehe er ſich deſſen verſah, ließ er wieder Pinſel und Palette ſinken und betrachtete ſein ſchönes Modell mit einer Bewunderung, die der maleriſchen Verwerthung zu ſpotten ſchien.

„Ihr werdet Euch ein wenig eilen müſſen, Signor,“ mahnte Marietta. „Hoffentlich werdet Ihr doch dieſe Woche fertig, denn in der nächſten werde ich Euch kaum mehr ſitzen können.“

„Und warum nicht?“ fragte Walter betroffen.

„Weil da Beppo zurückkommt, der es ſicherlich nicht leiden wird.“

„Beppo? Wer iſt Beppo?“

„Ei nun, wer anders als der Vater meiner kleinen Annina, den ich auf's Frühjahr heiraten ſoll!“

„Und wo iſt er jetzt?“

„Draußen auf der See. Das Schiff, auf dem er bedienſtet iſt, macht diesmal eine weite Fahrt, aber auch die weiten Fahrten nehmen ein Ende.“

Sie ſagte das mit einem Ausdruck, in dem etwas wie ſtille Reſignation zu liegen ſchien.

„Freut Ihr Euch nicht auf ſeine Rückkehr?“ fragte Walter; „Ihr müßt ihn doch ſehr lieb haben, da . . .“ er ließ den Satz unvollendet.

„Ihn ſehr lieb haben?“ wiederholte Marietta kleinlaut; „vielleicht, — wenn er nur nicht gar ſo gewaltthätig wäre!“ Dabei ſeufzte ſie und machte eine Bewegung, durch die das Kind erwachte. „Es iſt Zeit,“ ſagte ſie und legte es an die Bruſt.

Walter vertiefte ſich in ſeine Arbeit und in ſeine

Gedanken. Als das Kind sich gesättigt hatte, legte Marietta es beiseite, um in der Küche etwas nachzusehen, wie sie sagte. Es schrie; Walter nahm es und wiegte es in seinen Armen; da lachte es ihn freundlich an. Dasselbe Lachen war's, das Marietta so reizend stand; er konnte nicht umhin, das kleine Mündchen zu küssen. An diesen Mündchen aber hingen noch ein paar Tropfen Muttermilch; Walter schmeckte deutlich ihre milde Süßigkeit, ihr eigenartiges feines Aroma. Und wunderbar? Was zum sprichwörtlichen Symbol einer „frommen Denkungsart" geworden ist, das übte hier eine geradezu berauschende Wirkung aus. Es war Walter zu Muthe, als habe er mit diesem paar Tröpfchen Milch etwas von Marietta's ureigenstem Sein in sich gesogen, als sei er ihr nun mit Leib und Seele verschrieben. Da kam sie zurück, da stand sie wieder an seiner Seite in ihrem ganzen bestrickenden Jugendreiz. Sie lachte hell auf, als sie das Kind in seinen Armen sah, und als sie es nun in die ihrigen zurücknahm, warf sie aus ihren großen tiefdunklen Augen einen Dankesblick voll unergründlicher Innigkeit zu ihm empor. Er fühlte, wie all sein Blut in heißen Wellen zum Herzen schoß. Unwiderstehlich riß es ihn hin, mit bebendem Arm die schlanke Gestalt zu umfangen und einen heißen Kuß auf diese schwellenden Lippen zu drücken. Aber indem er sich zu ihr herabneigte, kam wieder jener Geist natürlicher Zurückhaltung über ihn, um dessen willen er so oft von keckeren Akademiegenossen gehänselt worden. Sein zögernder Mund berührte mit leisem Hauche nur die Stirn des

jugendlichen Weibes. Dann ließ er einen faſt ſcheuen Blick über Mariettas Geſichtchen gleiten. Mit einem Lächeln kindlichen Staunens ſchlug ſie die Augen zu ihm auf. Wunderte ſie ſich darüber, was ihn ſo plötzlich ergriffen habe — oder ſpielte nicht vielmehr eine andere, eine ſchelmiſche, eine berückende Frage um dieſen halbgeöffneten Mund, aus dem ein warmer Athem ſeine Wangen ſtreifte? Walter konnte nicht umhin, Marietta inniger zu umſchlingen, beſeelt von dem Drang, ein Verſäumniß nachzuholen — da ließen auf der Treppe drunten ſchwere Tritte ſich vernehmen.

„Beppo!“ hauchte Marietta mit einem Ausdruck tiefſten Erſchreckens, und athemlos aufhorchend wand ſie ſich aus Walters Armen los. Nun wurde auch ſchon ein raſches kräftiges Klopfen an der verriegelten Thüre laut.

„Mach' auf, Marietta, mach' auf!“ rief eine vollklingende Männerſtimme.

„Mein Gott! Er iſt es wirklich,“ ſtammelte Marietta, deren Geſicht aſchfahl geworden; „um des Himmels willen rührt Euch nicht! Er darf uns hier nicht beiſammen finden, nicht ſo, nicht ohne die Mutter!“

Und regungslos blieben die Beiden ſtehen. Angſtvoll blickte Marietta auf das Kind herab. Wenn es jetzt aufweinte — Alles wäre verloren. Da verzieht es, augenſcheinlich erſchreckt durch den ihm fremden Ausdruck in Marietta's Zügen, wirklich das Mäulchen, wie zu einem lauten Geſchrei anſetzend. Einen Augenblick zuckt es in Marietta's Hand, als wollte ſie damit

das kleine Mündchen zuhalten; im nächsten Moment aber schon hat sie sich eines Besseren besonnen. Mit einer Herrschaft über sich selbst, der Walter staunend gegenübersteht, zwingt sie ihr Gesicht in den gewohnten Ausdruck ruhiger Heiterkeit zurück, lächelt und nickt dem kleinen Würmchen zu, und wie ein natürlicher Reflex erscheint ein zufriedenes Lächeln alsbald auch um Annina's Mündchen und Wangen.

„Tod und Teufel, so macht doch endlich einmal auf!" wettert es draußen, und heftige Faustschläge hageln an die Thür, die darunter ächzt und kracht, als ob sie bersten wollte. Marietta nickt unablässig dem Kindchen zu, das, von dem Lärm erschreckt, schon wieder mit dem Weinen kämpft; ihre Lippen lächeln noch immer, aber sie bewegen sich dabei wie in krampfhaften Zuckungen, und leise vor sich hinmurmelnd, fleht sie die gebenedeiete Jungfrau und alle Heiligen an, ihr beizustehen in dieser fürchterlichen Stunde. Wieder ein gewaltiger Schlag gegen die Thüre, dann ein Knirschen und Klappern, als ob der hölzerne Riegel abgesprungen und zu Boden gefallen wäre — im nächsten Augenblick wird der Wütherich rachesschnaubend vor ihnen stehen. Wie mechanisch breitet Walter, dem Eingang zugewendet, die Arme vor Marietta und dem Kinde aus. Sich vom Fleck zu rühren, wagt er noch immer nicht — um Marietta's willen, deren Blick ihn mit stummer Beredtsamkeit beschworen hat. Gott sei Dank, mit dem Geräusch von vorhin war es nicht an dem, wie er geglaubt. Thüre und Riegel haben ihre Schuldigkeit besser ge-

thun, als er ihnen zugetraut. Mit Flüchen und Verwünſchungen poltert der brauſeköpfige Störenfried die Treppe hinunter und zum Hauſe hinaus. Sobald ſeine Schritte verhallt ſind, ſinkt Marietta mit einem tiefen Athemzug erſchöpft auf ihr Lager nieder. Walter fängt ſanft das Kind, das ihr zu entgleiten droht, in ſeinen Armen auf und legt es neben ſie auf das Bett. Da beginnt es zu wimmern, und bei ſeinem erſten Laute ſchnellt Marietta elaſtiſch wieder empor. „Um aller Heiligen willen," beſchwört ſie Walter, „verlaßt mich jetzt! Sicherlich kehrt Beppo binnen Kurzem zurück, und noch einmal vermöchte ich ſolche Todesangſt nicht zu überſtehen."

„Und mein Bild? Wann werde ich es beenden können?"

„Fragt jetzt nicht darnach! Seid gut! Denkt an mich und das arme Kind! Er tödtet uns, wenn er in Wuth kommt."

„Und meine Malſachen?"

„Ich werde Alles verwahren, die Geräthe und das Bild; er ſoll gewiß nichts davon entdecken. Jetzt aber geht, ich beſchwöre Euch, und fragt nicht früher wieder nach mir, als bis ich ſelbſt Euch Nachricht gebe."

„Wann wird das ſein?"

„So bald als irgend möglich!"

Schweren Herzens wendete ſich Walter zum Gehen, von Marietta bis an die verriegelte Thür begleitet. Als er ſchon draußen war, warf ſie ihm noch einen vollen Blick ihrer feuchtſchimmernden Augen zu und

grüßte ihn mit langſamem Kopfnicken, während ein wehmüthiges Lächeln um ihre Lippen zuckte. Dann ſchloß ſie die Thür und ſchob den Riegel vor. Einmal drunten im Gäßchen, war Walter mit wenigen Schritten an einem der vielen ſchmalen Canäle angelangt, die Venedig durchkreuzen, und raſch war auch eine Gondel herbeigerufen, ihn heimzufahren. Er ſtreckte ſich lang hin auf den Boden des Nachens, die Hände unter dem Hinterkopf gefaltet, und ſtarrte zum tiefblauen Aether empor. Es bemächtigte ſich ſeiner ein ſeltſames Wehgefühl, das ſein Innerſtes durchwühlte wie eine ruhelos auf und nieder wallende Flut. Ihm ſchwindelte; wie eine eiſerne Klammer legte ſich's ihm auf die Stirn und umſchnürte ſein Denkvermögen, daß es ihm bange ward, ſich ſelbſt zu verlieren. Mit gewaltſamer Anſtrengung ſuchte er ſich zu beſinnen, was ihn in dieſen peinlichen Zuſtand äußerer Apathie und innerer Erregung verſetzt haben konnte. Er wollte ſich einreden, es ſei nichts als die Sorge um ſeine Studie, die er mit ſo leidenſchaftlichem Eifer begonnen und der Vollendung nahe geführt, und die er nun zurücklaſſen mußte, einem ungewiſſen Schickſal preisgegeben, ſich fragend, ob er wohl noch Gelegenheit finden werde, ſie zu vollenden. Er ſah einen ſchwarzlockigen jungen Mann vor ſich mit ſonnengebräunter Geſichtsfarbe, dichten, ſcharf gezeichneten Brauen, die ſich finſter zuſammengezogen über zwei zornig funkelnden Augen. Der Mann hielt ſeine unvollendete Studie in den Händen und war im Begriff, ſie wüthend zu zertrümmern. Walter ſah's und fügte ſich mit ſtummer

Reſignation in das Unvermeidliche. Aber die Vorſtellung hielt nicht ſtand. Er ſah die gebräunten Züge ſich erhellen, die bärtigen Lippen lächeln; ſtatt der Studie hielt der junge Italiener ein blühendes Weib, das Original des Bildes in den Armen. Die Hände, die ſich vorhin wüthend zur Fauſt geballt, ſtreichelten jetzt in zärtlicher Liebkoſung die ſchwellenden Formen der jugendlich reizenden Geſtalt. „Marietta! Süße Marietta!“ flüſterte er mit beſtrickender Stimme. Halb erſchauernd, halb hingebungsvoll ſchmiegte ſich das zarte junge Weſen an die breite Bruſt des beglückten Mannes. Jetzt hob ſie die Augen und ſah ihn an mit jenem wunderbar ſchimmernden Blick, in dem ihre ganze Seele zu liegen ſchien. Feſter umfing ſie der Mann und drückte mit brennendem Ungeſtüm ſeine Lippen auf die ihren.

Wie von einer Schlange geſtochen, ſchnellte Walter empor und fuhr ſich mit der Hand ungeſtüm durch das blonde Haar. „Vorſicht, Signor, Vorſicht!“ mahnte der verdutzte Poppe; „Ihr werft mir ja die Gondel um!“ Gleich einem bei verbotenem Thun ertappten Kinde ſchrak Walter zuſammen und kehrte beſchämt in in ſeine vorige Lage zurück.

Tag um Tag war vergangen, ohne Walter eine Nachricht von Marietta zu bringen. Die geſpannte Erwartung, mit der er von Stunde zu Stunde vergeblich gehofft von ihr zu hören, hatte ſich zu einer krankhaften Nervenerregung geſteigert. Es war am Abend des vierten Tages nach jener jählings unterbrochenen Modellſitzung; Walter ſtand am Schalter für poſtlagernde Sendungen und fragte nach Briefen.

„Bedaure, wieder nichts da!“ ſagte achſelzuckend der Mann hinterm Schubfenſter und ſchloß daſſelbe.

Reſignirt wendete ſich Walter zum Gehen; da fühlte er eine kräftige Hand auf ſeiner Schulter.

„Du hier, altes Haus?“ rief ihm eine wohlbekannte Stimme munter in's Ohr; „das trifft ſich ja urfidel!“

Das letzte wohlbekannte Schlagwort ſeines ehemaligen Akademiegenoſſen Gundling ließ den Angeredeten trotz der ſehr ſpärlichen Beleuchtung ſchnell erkennen, wen er vor ſich habe. Raſch waren die Begrüßungsformeln ausgetauſcht, und wenige Minuten ſpäter ſaßen die Beiden in einer der nächſtgelegenen Trattorien bei einer Flaſche feurigen Rothweins.

„Hahaha! Das iſt ja urfidel,“ lachte Gundling laut auf, als Walter ihm ſein jüngſtes Erlebnis erzählt; „biſt Du denn Deiner Schönen kein Modellgeld ſchuldig geblieben?“

„Im Gegentheil; die armen Leute hatten das Geld ſehr nötig, da habe ich ihnen die ganze Woche gleich vorausbezahlt.“

„Dacht' ich mir's doch! Na, mein Junge, da biſt Du mit Deiner unverbeſſerlichen Gutmüthigkeit wieder 'mal ſchön auf den Leim gegangen! Merkſt Du denn nicht, daß das Ganze eine abgekartete Komödie war? Das Weggehen der Alten, die verführeriſchen Poſen der Jungen, das Klopfen des Liebhabers im bedenklichſten Augenblick, der ſchlau genug herbeigeführt war . . . lieber Junge, wo hatteſt Du Deine fünf Sinne, daß Du in dieſe plumpe Falle gegangen biſt? Man muß eine ſo harmloſe Seele ſein wie Du, um

nicht längſt gemerkt zu haben, daß es hier nur darauf angelegt war, Deine Vorſchüſſe hübſch ungeſtört verjubeln zu können. Wenn ich Dir rathen ſoll, geh' hin, nimm einen oder zwei Conſtabler mit und erzwinge Dir Dein gutes Recht, ſonſt haſt Du Modell, Studie und Malzeug für immer geſehen."

„So kann nur ein Peſſimiſt Deines Schlages urtheilen," erwiderte Walter tief gekränkt: „lerne Marietta kennen, und Du wirſt vor dieſer reinen Seele knieend Abbitte leiſten."

„Alle Wetter, das klingt urfidel. Der eingefleiſchte Romantiker, wie er im Buche ſteht! Armer Junge, hab's ja immer geſagt, Du biſt zu gut für dieſe Welt. Na, tröſte Dich, Bruderherz! Noch iſt nicht alle Hoffnung verloren. Wenn die braven Leute beim letzten Soldo angelangt ſind, werden ſie ja wohl einſichtsvoll genug ſein, ſich zu erinnern, wie leicht Freund Walter breit zu ſchlagen iſt, und werden dem erſten Aufzug einen nicht minder ſorgſam inſcenirten und womöglich für ſie noch erträgnißreicheren zweiten folgen laſſen, Hahaha! Das Narrenſpiel iſt urfidel."

Walter war keineswegs dazu aufgelegt, in das tolle Gelächter Gundling's einzuſtimmen. Er wurde finſter, einſilbig und trat bald im tiefſten Mißmuth den Heimweg an. Er wohnte in einem alten eigenthümlich angelegten Gebäude, das, wie es hieß, ehedem zu einem Kloſter gehört hatte und mehrere Zugänge beſaß. Eine kleine, ſeitwärts halb verſteckt gelegene Pforte, zu welcher Walter den Schlüſſel in Händen hatte, führte zu ſeinen zwei Zimmern empor. Niemand wohnte

ſonſt in dieſem Trakt des Gebäudes, der außerdem nur einige zur Zeit unbenützte Magazinräume enthielt. Als Walter ſich der Eingangspforte näherte, ſah er im flimmernden Mondlicht eine ſchattenhafte Geſtalt vorüberhuſchen. Er achtete nicht weiter darauf, öffnete Schloß und Thür und trat in den dunklen Hausflur. Ehe er dazu kam, die Thüre wieder in's Schloß fallen zu laſſen, war die behende Geſtalt an ſeiner Seite.

„Hört mich, Signor!“ flüſterte ihm eine ſanfte melodiſche Stimme in's Ohr.

„Marietta!“ rief er überraſcht, und „wenn der letzte Soldo ausgegeben iſt,“ klang es ihm in der Seele mit ſchneidendem Hohn.

„Ich bitt' Euch, ſprecht leiſe, Signor, verrathet mich nicht!“ drang ſie in ihn mit ängſtlich flehendem Flüſtern.

„Was ſoll's!“ ſtieß Walter gedämpften Tons, aber doch mit ziemlich barſchem Ausdruck hervor.

„Morgen in aller Frühe, Signor,“ hauchte ſie „ſticht Beppo's Schiff wieder in See. Ich ſchlich mich herzu, Euch das zu ſagen, damit Ihr nicht eine Stunde mehr verliert, als nöthig iſt. Morgen Vormittag —“

„Es iſt gut, ich werde kommen,“ ſchnitt Walter ihr im vorigen Ton die weitere Rede ab; denn „der Komödie zweiter Aufzug kann beginnen,“ ſchien ein hämiſcher Dämon ihm zuzuraunen.

„Ihr zürnt mir, Signor,“ vernahm er dazwiſchen eine ſchmerzlich gefärbte, weiche Stimme, „weil ich Euch nicht früher Nachricht geben konnte. Die Madonna weiß, wie ſehr ich darum gefleht, doch diesmal nur

die Anweſenheit Beppo's abzukürzen. Kann ich dafür, daß ſie mich nicht beſſer erhörte?"

Es klang wie unterdrückte Thränen aus den letzten Worten heraus. Walter's Unmuth ſchmolz bei der bloßen Vorſtellung dieſer Thränen.

„Schon, gut, Marietta, ſchon gut!" ſprach er ihr beruhigend zu und ſtrich mit der Hand leiſe über ihr gekräuſeltes Stirnhaar. Da fühlte er ſeine Hand haſtig von ihren beiden zierlichen Kinderhändchen erfaßt und an zwei bebende, glühend heiße Lippen gedrückt. Wie ein Lavaſtrom ſchoß es ihm durch die Adern. Eben wollte er die leiſe zitternde Geſtalt, die zu ſeinen Füßen niederzuſinken drohte, mit ſtützendem Arm umfangen, da wurde die Thür heftig aufgeſtoßen, und ein verwildert ausſehender Mann ſtürzte wuthſchnaubend herein.

„Treff' ich Dich endlich, ſchamloſer Verführer!" ziſchte er zwiſchen den Zähnen hervor; „da, nimm, was Dir gebührt!"

Ein blanker Stahl blitzte drohend in hochgeſchwungener Hand.

„Um aller Heiligen willen, Beppo, was thuſt Du?" kreiſchte Marietta auf, ſich zwiſchen den Raſenden und den bedrohten Jüngling werfend.

In demſelben Augenblicke traf ſie die ganze Wucht des mörderiſchen Stoßes. Ein haſtiges Luftſchnappen, ein ſecundenlanges Anhalten des Athmens, ein langſames, leiſe ſtöhnendes Ausathmen, und mit gebrochener Kraft knickte die zarte Geſtalt in ſich zuſammen. Walter fing ſie in ſeinen Armen auf, Beppo aber, der un-

mittelbar nach der grauſigen That wie verſteinert dageſtanden, ſtieß einen dumpfen, halbthieriſch klingenden Schmerzenslaut aus und ſtürzte wie ſinnlos von dannen.

Der blaſſe Mondſchimmer, der durch die offen gebliebene Thür fiel, zeigte Walter ein Antlitz voll ſtummer Reſignation. Die geſenkten Lider hoben ſich langſam, und aus den großen tiefdunklen Augen traf ihn ein Blick, bei dem ein ſchneidendes Weh ſein Herz durchzuckte. Er mußte ſich jenes ſtumm flehenden Blickes erinnern, mit dem bei ſeinem erſten Jagdausflug ein verwundetes Reh zu ihm herübergeſchaut und ihm die Jägerfreude gründlich entleidet hatte.

„Bringt mich nach Hauſe!“ bat ſie leiſe.

Walter, ſeinen Gedanken unwillkürlich einen ſtummen Ausdruck gebend, zuckte kopfſchüttelnd die Achſeln.

„Eine Gondel!“ hauchte ſie.

Das kam ihm wie eine plötzliche Erleuchtung. Die halb am Boden, halb in ſeinem Schooße Ruhende mit vorſichtigem, aber ſicherem Griff umfangend, richtete er ſich langſam aus ſeiner knieenden Stellung empor und hielt nun das zarte Geſchöpf ſchwebend in ſeinen Armen. Mit wenigen Schritten war das Ufer erreicht, an welchem ein Gondelführer, ohne einen Zuruf abzuwarten, alsbald alle Anſtalten traf, die Beiden in ſein ſchwankes Fahrzeug aufzunehmen. Als er ſich neugierig an ſie herandrängte, genügte ein ſtummer Wink der Verwundeten, ihm Stillſchweigen aufzuerlegen. „Povera Marietta!“ murmelte er mit ſtill bedauerndem Ausdruck und fügte dann die an Walter gerichtete Frage hinzu, ob er etwas helfen könne. Dieſer be-

deutete ihn, nur schleunigst der Wohnung Marietta's zuzurudern; das Uebrige werde er schon selbst besorgen.

So glitten sie denn durch die engen, nächtlich stillen Canäle dahin. Walter hatte Marietta unter dem schützenden niederen Baldachin auf ein paar weiche Teppiche gebettet, die er in der Gondel fand. Vorsichtig löste er das Tuch von ihren Schultern, öffnete das leichte Mieder, das ihren Oberkörper umschloß, durchschnitt die kurzen Aermel ihres blutgetränkten Hemdes und streifte es von dem verwundeten Busen herab. Die Klinge war ihr mitten in die rechte Brust gedrungen. Tropfen um Tropfen sickerte das rothe Blut, mit Milch vermischt, hervor wie das Wasser aus einem Schwamme, den man langsam ausdrückt. Walter nahm ein frisches Taschentuch, das er bei sich trug, ergänzte es durch ein Foulard, das er vom Hause mitzunehmen pflegte, um es bei eintretender Kühle um den Hals zu schlingen, und legte, gestützt auf seine anatomischen Studien, einen ziemlich regelrechten Nothverband an. Dann ließ er sich neben Marietta nieder und starrte gepreßten Herzens in die Nacht hinaus. Tiefe Stille ringsum; nur ab und zu, wenn die Gondel sich einer Brücke näherte, sah man über diese wohl die eine oder andere dunkle Gestalt schattenhaft sich hinbewegen. Niemand kümmerte sich um den schwanken Nachen da drunten. Niemand ahnte, was unter seinem kleinen dunklen Pavillon sich barg.

„Wenn ich todt bin," hauchte Marietta, „nehmt Euch meiner armen kleinen Annina ein wenig an!"

Walter schloß ihre erstarrenden Hände fester in

die ſeinen und zerdrückte zwiſchen den Wimpern eine Thräne, die ſich wider ſeinen Willen hervorſtahl. —

* * *

Heute zählt Walter zu den als bedeutſam anerkannten Kräften der jüngeren Schule. Das erſte Bild, mit dem er von ſich reden machte, war eine junge Italienerin, die ihren Säugling ſtillt. Nur Wenige haben eine Ahnung von der Entſtehungsgeſchichte dieſes Gemäldes, denn Gundling, der ſich unmittelbar nach den geſchilderten Ereigniſſen ſein bekanntes Schlagwort für eine gute Weile abgewöhnte, hat ewiges Schweigen gelobt. Walter iſt noch unvermählt; ſeine um einige Jahre ältere Schweſter hält ihm Haus. Um die Beiden aber hüpft in Walter's Feierſtunden ein munteres kleines Ding, deſſen bräunliche Geſichtsfarbe und dunkle Haare ſeltſam genug von dem blonden Typus der beiden Geſchwiſter abſtechen, die Vater- und Mutterſtelle an der kleinen Anna vertreten. Das prächtig gedeihende Kind hat keine Ahnung davon, wo ſeine Wiege geſtanden, und daß ſein Vater hinter Kerkermauern ein ſchweres Verbrechen büßt. Nicht ſelten wird Walter mit der Exiſtenz der mutterloſen Kleinen, die er von ſeinen italieniſchen Studienreiſen mitgebracht, geneckt; aber er läßt das mit gutmüthigen Lächeln über ſich ergehen und beobachtet in ſtiller Freude, wie Annina von Jahr zu Jahr ihrer verſtorbenen Mutter ähnlicher wird.

Des Schaffens Quell.

Eine Künstler-Novellette von **Dr. Ernst Remin.**

Hätte der letzte der Morgenbesucher, als er ging, das spöttisch-trübe Gesicht gesehen, mit dem der berühmte Mann die Portière hinter ihm zufallen ließ, er wäre verblüfft gewesen.

Und gar die Worte, die Gregor Putz hinter jenem dreinbrummte:

„Ja, lauft nur an meinem halbfertigen Kram herum, schlagt Rad vor jeder Staffelei, staunt das Gekleckse an — o Ihr Blinden, Ihr thörichten Blinden, wie schnurrig, wenn Ihr dem Schielenden huldigt!“

Dann warf er sich in einen der großen Lederstühle und nahm ein Päckchen Zeitungskritiken in die Hand, die heute Morgen ein Freund aus der Residenz gesandt. „Verstimmt“ und „Ungleiche Kameraden“, welche von dem jungen Meister dort auf der Ausstellung waren, erfuhren genug Anerkennung in diesen Blättern. Der Maler selbst las nur zwischen den Zeilen und las dort

nur den bitteren, gerechten, vorwurfsvollen Vergleich mit ſeinem erſten Bilde, dem „Oedipus“, das ſeinerzeit ihm den Namen gemacht.

Sie peitſchen ſich die Flanken, meine beiden Schmarren „ſchön“, „liebenswürdig“, „anmuthig“, „gefällig“ zu finden! „Mit feinſinnigem Pinſel gemalt“ ſchreibt M. P., o ſelbſt ein feinſinniger Pinſel lieber M. P.! Nur Einer ſagt die Wahrheit, der grobe alte Lobeck: „Gregor Putz,“ ſchreibt er, „hat ein Paar hübſche Bilderchen geſchickt, niedliche, flott und glattgemalte Stückchen, die ungeheuer angeſtaunt werden, die längſt verkauft ſind, an denen nichts auszuſetzen iſt, als daß der Maler des „Oedipus“ ſolchen Dr . . . malt! Freilich, Gregor Putz hat ſeinen „Erfolg“ gehabt, darf nun auf der Bärenhaut liegen, braucht nicht mehr zu ſtreben. Er iſt glänzend verheiratet, lebt das behaglich-flotte Geſellſchaftsleben der Heerdenmenſchen mit — und die Simſonshaare, die er früher trug, ſind ihm, wie wir hören, abgeſchnitten. Adieu, dies Talent, das ſo viel Tiefe, Kraft und Größe verhieß!“

Gregor Putz las nicht weiter.

„Wie ſackgrob! Wie bitter wahr! Seit er verheiratet iſt, ſind ihm die Simſonshaare abgeſchnitten! Sie hat mich zum reichen Mann gemacht — ſie hat mich um meine Künſtlerſchaft gebracht! Als ich um's Brot rang, da fühlte ich die drängende Kraft in mir, da konnt' ich was! Und jetzt, hol's der Teufel, wenn ich mich daherſetze zum Malen, ſteigt's mir grad wie ein fauler Dunſt von meinem behaglich-vollen Magen in's Gehirn und mir fällt nichts ein als Genrebildchen und

Lumpenkram. Dies Leben gesellschaftlicher Zerstreuungen, das sie mir aufzwingt, diese überwohlige Atmosphäre von Reichthum und Luxus, in welche sie mich versetzt hat, erschlafft mich, dörrt mich aus, Schaffensluſt, die freudige Empfindung des Könnens, der Drang zur That versiegen. O, sie kennen sie nicht, diese Tage und halben Nächte des nutzlosen Ringens mit der Unfähigkeit, mit der Schwere im Gehirn, der Schwere der Hand, sobald ich Mark, Herz, Sinn malen will und nicht blos Farbe! Und dann, ach! sie wissen es ja nicht, daß ich meine beste Kraft und die Mehrzahl meiner Gedanken aufwenden muß, um nur dieses jungen Weibes flatternde Seele festzuhalten!“ . . .

In diesem Augenblicke rollte draußen ein Landauer in den fließengepflasterten Hof der Villa. Gregor trat hastig zum Fenster.

„Da, wieder der unvermeidliche Graf Thorn bei ihr im Wagen! Ein eleganter Schlingel trotz alledem! Wie er abspringt, wie er ihr zum Absteigen die Hand reicht. Sie zögert, ehe sie sie annimmt . . . er blickt sie an . . . sie wird roth . . . nun sagt er etwas, was sie zu meinem Fenster aufsehen macht . . . sie zuckt zusammen, wie sie mich erblickt . . . Höll' und Teufel, was geht da wieder vor!“

Mit knirschenden Zähnen trat der Meister vom Fenster zurück.

Zwei Minuten später rauschte eine allerliebste junge Dame in das Atelier, hochblond, schlank à la Stephanie frisirt, ein coquettes hohes Hütchen mit breiten, resedafarbenen Bändern auf dem Kopf — Straßentoilette

von reicher vornehmer Einfachheit, ein naiv-luſtiges Geſichtchen, eine naiv-muntere Stimme, wie ein zwitſchernder Vogel, als ſie zu ſprechen begann:

„Me voilà, Gregor — nun, wie geht es heut Morgen mit der Arbeit?“

Sie erhielt keine Antwort. Streng ruhten ſeine Augen auf ihrem Geſicht.

„O, keine Antwort, Liebſter,“ ſagte ſie und wiegte betrübt den Kopf, „alſo wieder verſtimmt, wieder keine rechte Luſt zum . . .“

„Was ſagte Dir eben Graf Thorn beim Ausſteigen, Marietta,“ fragte jetzt Gregor dazwiſchen, tiefernſt, etwas beklommen, mit düſteren Augen, in die gleichwohl allmählig ein lichterer Schein fiel, da ſie das lichte Frauenbild vor ihnen ſpiegelten.

Marietta fuhr ſcheu zuſammen, ſchlug die blauen Augen nieder und brennende Röthe ſtieg in ihr Geſicht.

Gregor wiederholte ſeine Frage.

„O, nichts — ein Scherz!“ ſagte ſie nun mit lächelnder Verlegenheit.

„Ein Scherz, der Deine Wangen ſich röthen macht? einen ſolchen Scherz erlaubt ſich Graf Thorn gegen Dich, erlaubſt Du ihm? Wohl, das ſchlägt dem Faß den Boden aus!“

Marietta zog gereizt die Brauen zuſammen.

„Es ſcherzt ja ſonſt Niemand mit mir!“ ſagte ſie ſchmollend. „Du am wenigſten, Du biſt ja ewig verſtimmt über Deine dumme Malerei! Ich bin ja keine Nonne — aber ich habe einen Grillenfänger geheiratet!“

Gregor wollte heftig werden. Plötzlich wurde er

ſehr weich. Er wollte ſprechen, ſetzte ab, mit einem Male quoll es heiß in ihm herauf, alle Bitterkeit, die er ſo lange in ſeiner Bruſt verſchloſſen getragen:

„Du haſt Recht, Marietta, wir paſſen nicht zu einander. Du brauchſt einen andren Mann, einen Mann vielleicht, wie den Grafen Thorn. Aber wir ſind jung — das Unrecht, das ich that, als ich dich heiratete, können wir wieder gut machen. Du brauchſt einen anderen Mann — geh', ſuch' ihn Dir!"

In jähem Schrecken, mit fahlen Wangen blickte die junge Frau zu ihm auf. „Um Gotteswillen, Gregor, Gregor!" rief ſie beſchwörend, und die Thränen ſtürzten aus ihren Augen.

„Und ich," fuhr er fort, ihrer unter dem Anſturm ſeiner leidenſchaftlichen finſteren Gedanken nicht achtend, „ich brauche eine andere Frau! oder gar keine! Es iſt mir heut morgen klar geworden. Da liegt des Fürſten Malte Preisausſchreiben: Ein Bild für einen würdigen großen Salon, 25,000 Gulden, das Sujet beliebig über das Wort „Verrathen" zu componiren. Seit Wochen componire ich — das einzige Reſultat iſt, daß ich klar erkenne, meine Kraft iſt über dem Leben, das ich an Deiner Seite führe, verſiegt. Ich habe jetzt zu wählen zwiſchen meinem Beruf und meiner Frau. Du kannſt ohne Scherze nicht leben — das innere Elend, das mich erdrückt, ahnſt Du nicht! Du verſtehſt es nicht, daß dies Leben geſellſchaftlicher Zerſtreuung, banalen Lebensgenuſſes, daß Du durch Deine Sinnesart mir aufzwingſt, den Künſtler in mir tödtet. Ich kann nur aus geſammeltem Gemüth ſchaffen oder gar nicht wo ich

nachgerade an der Grenze des Weiterlebenwollens angekommen bin, ſchiltſt Du mich einen Grillenfänger! Meine Arbeit ſchätzeſt Du höchſtens nach dem Marktwerth, nicht nach dem Sinn, der daraus ſpricht! Eine ſolche Frau kann ich — —"

Er ſtockte plötzlich und wendete ſich hart ab. Er hatte die Empfindung, zu weit gegangen zu ſein.

„Eine ſolche Frau kannſt Du nicht brauchen! meinſt Du," vollendete Marietta mit todtblaſſen Wangen, zwiſchen den geſchloſſenen Zähnen die Worte hindurchpreſſend. Und die Thränen in ihren ſchimmernden Augen waren jetzt Thränen des Zorns. „Warum alſo haſt Du mich geheiratet? Die Leute meinen, weil ich jung, hübſch und — reich war!"

Er beugte den Kopf.

„Wohlan, Du haſt es nun ausgeſprochen, was die Leute meinen. Vielleicht haben die Leute Recht, vielleicht iſt der Leute Meinung auch Deine eigene Meinung. Aber da es nun geſagt iſt, ſteht dies Wort wie eine Scheidewand zwiſchen uns."

Er ſagte das mit ſeltſamer, tiefer Ruhe — ſie ſtand betroffen.

„Verzeih' mir," bat ſie plötzlich demüthig, „verzeih' mir, Gregor!"

Verzeihe Du mir, daß ich nun ſchon ſo lange meine Verſtimmungen Dich habe mitempfinden laſſen, daß ich das Elend meines innerlich freudloſen Lebens, das ich in Deinem goldenen Käfig bisher geführt, nicht beharrlich ſtill in mich verſchloſſen habe. Ich mußte ja ſehen, daß Du nicht eine der Frauen biſt, die an des

Mannes innerem Ringen und Streben theilnehmen können, ja, die ihm durch so eine Seelengemeinschaft Kraft, Freudigkeit und künstlerische Impulse zu geben vermögen. Du bist ein reizendes Genrebild, in jedem Augenblick, auch in diesem; an Deiner Seite mußte ich ja zum Genremaler werden. Und da ich meiner ganzen Naturanlage nach darüberhinaus strebe, so gehören wir nicht zusammen! Graf Thorn wird im Salon warten — gehe zu ihm!"

Unter der Wucht seiner Vorwürfe schien ihre zierliche Gestalt zusammenzuknicken. Die Thränen trockneten in den feuchten, weit offenen Augen. „Ein Genrebild — auch in diesem Augenblick," wiederholte sie lautlos mit zuckenden Lippen. Tödtlich gekränkt wandte sie sich ab. Ein seltsamer Gedanke schien ihr plötzlich zu kommen, der ihr das Roth in die Wangen trieb, genau wie vorher, als von des Grafen Scherz die Rede war.

„Maske, Maske! der Sultan ist meiner überdrüssig. Man heißt mich gehen — schön, ich gehe!" stieß sie athemlos heraus und rauschte eilends, wie flüchtend, aus dem Atelier.

Gregor blickte ihr nach. Ein großes Bedauern stieg in ihm auf, daß er vorhin nicht inne gehalten, als die innere Stimme ihn warnte, daß er in seiner tiefen Verstimmung nun doch all' die schweren Dinge ausgesprochen, die ihm so lange auf dem Herzen gelegen. Und doch — ein starkes Gefühl von Befreiung kam zugleich über ihn. Er athmete tief auf — es war, als wären Centner von seiner Brust gewälzt, als stände

die alte, langentbehrte Kraft anpochend auf der Schwelle ſeiner Seele. — —

Da brachte ihm Joſeph, ſein alter Diener, auf ſilberner Schale einen Briefumſchlag — eben fuhr draußen der Wagen wieder vom Hofe.

Der Briefumſchlag enthielt einen Zettel mit den Worten:

„Was Graf Thorn ſagte? — ‚Laſſen Sie mir immerhin Ihre kleine Hand, meine gnädige Frau, es iſt ja leider nur für einen kurzen Augenblick und ohne Sinn.‘ Das ſagte er. Jetzt habe ich ſie ihm gelaſſen und es liegt ein Sinn darin — — —“

Gregor faltete das Billet zuſammen.

„Sie glaubt, ſich rächen zu müſſen, fliehend einen Spielzeugpfeil auf mich abſchießen zu müſſen. Gegen Tiſchzeit wird ſie wieder da ſein!“

Er war aber ſeiner Sache nicht ſo ganz ſicher. Seine Gedanken flatterten, wie gewöhnlich, unruhig um die Abweſende. Wie gewöhnlich wollte er ſich durch die Arbeit zur Ruhe zwingen. Er feuchtete eine trockene Farbe an, ſpritzte aus den Tuben nach, machte ſich an's Werk. Nach ein paar Strichen legte er mit einem Laut ärgerlichen Stöhnens Pinſel und Palette wieder ab, ſah nach der Uhr, ging im Atelier hin und her, ordnete etwas an einer Gruppe marokkaniſcher Waffen, kramte unter Blendrahmen und Papptafeln im Winkel, entſchloß ſich endlich, einen Hindergrund anzulegen. Die Zeit verging — überraſcht fuhr er empor, als der Diener mit der Frage kam, ob mit dem Anrichten auf die gnädige Frau gewartet werden ſolle?

Gregors Stirn wölkte ſich. „Gewiß ſoll gewartet werden!“

Dann ſchlug die alte Barockuhr mit ihrer dünnen, greiſenhaften Silberſtimme ſechs Uhr.

Drüben warteten ſie nun mit dem Anrichten auf die gnädige Frau — im Atelier wartete Gregor ebenfalls. Allein die goldenen ſpinnenfüßigen Zeiger krochen ein- um das anderemal auf dem ciſelirten Zifferblatt im Kreiſe herum — die gnädige Frau blieb aus.

Um 8 Uhr fuhr Gregor im erſten beſten Fiaker nach dem Thorn'ſchen Palais. „Der junge Herr Graf iſt heut' Nachmittag plötzlich verreiſt.“

„Ganz plötzlich?“

„Ganz plötzlich!“

„Allein?“

Der Portier ließ den Diener rufen, der des jungen Grafen Gepäck und Billets auf dem Bahnhofe beſorgt.

„Ganz wohl, der Herr Graf ſind ganz allein gereiſt!“ verſicherte dieſer, aber mit ſo verknifften, klugen Augen, daß Gregor ſah, er log.

„Wohin haben Sie das Billet gelöſt?“

„Nach Dresden!“ erwiederte der Diener mit dem größten Aplomb, und Gregor wußte, daß der Mann wieder gelogen.

Er drehte ſich um und ging davon.

Womit er in Unmuth geſpielt — jetzt war es geſchehen — ſie hatte ihn verlaſſen — — —.

Dieſen Abend warteten ſie lange im Putz'ſchen Hauſe mit dem Anrichten. Gegen Mitternacht kam der Hausherr heim, hatte unterwegs ſeinen Hut verloren,

hatte keine Unze Blut im Geſicht, ſein Haar hing ihm regenfeucht über die Stirn, er trat ſchwer und wankend daher. Und ohne den furchtbaren Ernſt in ſeinen Zügen und das eigene Brennen in ſeinen tiefen dunklen Augen hätten Diener und Stubenmädchen geglaubt: er käme von einem Champagner-Diner.

Gregor ging ſtumm durch die Wohnung in ſein Atelier. Als er dort eintrat, ſtand er auf der Schwelle ſtill und ließ einen langen, flammenden Blick rings um den Raum gehen. Und als einen furchtbaren Hohn auf ſeine gegenwärtige Seelenlage empfand er den verſchwenderiſch-prunkvollen Aufputz dieſes ſeines Arbeitsſaales.

„Möchte das Feuer all' dieſes freſſen!“ dachte er. „Aber nein — es gehört nicht mehr mein Eigen. Sie hat das Alles mit ihrem Gelde gekauft und hier aufgehäuft.“

Darauf machte er die Runde an ſeinen aufgeſtellten Studien, blieb vor dem halbfertigen Entwurf zu „Verrathen“ auf der vorderſten Staffel ſtehen — „So ein Dr . . ., würde Lobeck ſagen!“ murmelte er.

Dann klingelte er.

„Zünde alle Lichter an, Joſef,“ befahl er, „und ein helles Feuer im Kamin.“

Der Diener gehorchte. Als in dem rieſigen Quattrocentokamin die Scheite glommen, machte Gregor wieder einen Rundgang durch den Saal, ſchichtete ſich ſeine Skizzen auf die Arme, eine um die andere, bis er beide Arme hochgethürmt voll hatte, und warf ſie in's Feuer. Und ein wildes Leuchten entglomm in ſeinen Augen,

als die Pappen barsten, krachten und sich zu feurigen Rollen zusammenkrümmten. Mit dem großen Kaminspeer, der jetzt zum ersten Mal in Verwendung kam, stieß er sie gegen die Wand hin, damit der dicke Rauch unter dem Mantel bliebe — zuletzt ging er zur Staffel, schnitt mit einem Messer die Leinwand aus dem Blendrahmen, rollte sie zusammen und schob auch sie in's Feuer, Alles ruhig, mit wohlbedächtigem, zweckmäßigen Thun.

Als die Stücke verkohlt waren, die irrenden Funken versprüht, warf er sich in seinen großen Stuhl, stützte den Kopf in die Hand.

Da kam Josef: Ob der gnädige Herr nicht eine Tasse Thee oder ein Glas Wein nehmen wolle — er sähe so angegriffen aus.

„Angegriffen?" fragte Gregor zerstreut und trat mechanisch zum Spiegel.

Wie er sich da sah, das bleiche Gesicht ganz voll Spannung, jede Muskel voll Erregung und Bedeutung, in den Augen die mächtig himmelanbrennenden Flammen männlichen Schmerzes und männlicher Kraft — da sprang mit einem Male ein Etwas in seiner Seele auf, das bis dahin geschlummert, das Dornröschen künstlerischen Schaffensdranges; ein gewaltiges Gefühl seiner Schöpferkraft, seines Könnens stieg in ihm auf — die langgesuchte Idee zu „Verrathen" stand ganzgeboren, wie aus Zeus' Kopf gesprungen, vor ihm. In einem brustsprengenden Athemzuge der Befreiung weitete sich seine Seele, mit einem tiefen schmerzverklärt-freudigen Leuchten in den Augen wandte er sich von dem Spiegel-

bilde ab — ſchickte den Diener hinaus und begann ohne Weiteres zu malen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Alſo eigentlich, meine Herren, bleiben dann nur zwei für die letzte Concurrenz," ſagte Fürſt Malte, der natürliche Vorſitzende „ſeines" Preisgerichtes, und blickte aus ſeinen klugen, zuſammengekniffenen Augen die Herren im Kreiſe an: „Der Töbelmann und der Putz. Und da fällt einem wahrhaftig die Wahl ſchwer!"

„Der Töbelmann hat ſeine Pinſel wieder mit Champagner angefeuchtet," meinte Profeſſor Bremer, der ſeine Augen mit der Hand beſchattete. „Alle dieſe lebenſprühenden, ariſtokratiſchen Geſtalten im Hintergrunde des Salons! Welche geniale Anordnung, welche Zeichnung, welche Leuchtkraft der Farbe! Und wie köſtlich iſt das Sujet „Verrathen" aufgefaßt. Von dem Paar im Vordergrund ſaß ſie rückgelehnt im Divan — eben iſt ſie erröthend aufgefahren, das ganze holde Geſicht verſchämter Schreck, denn mit dem letzten Wort des neckiſchen Geplänkels hat ſie offenbar „ihr Geheimniß" verrathen. Er, ein wenig über ſie gebeugt, ſchmunzelt, eine übermüthige Freude geht in ſeinen Mienen auf — wahrlich, ein echtes Salonbild, Durchlaucht! Und welch' eleganter, friſcher Kopf, der junge Mann! Wie vornehm das Ganze! Ich ſtimme für Töbelmann!"

„Ich für Putz!" nahm Graf Harras das Wort. „Töbelmann hat ſeine unbeſtreitbaren Vorzüge. Putz aber hat eine ganz andere Kraft und Tiefe. Sehen Sie, auch dies Geſicht redet. Der Mann dort am Kamin

ist offenbar Gatte — und in dem zerknüllten Brief in seiner Hand steht, daß sein Weib ihn verrathen und verlassen. Da ist mit dem brennenden Schmerz die männliche gewaltige Urkraft in ihm aufgequollen, die breite Brust schwillt ihm vor Stolz und finsterer Energie, sich dem Leid nicht zu beugen. Wie imposant sitzt der Kopf auf den Schultern, welche großartige Mannesseele blickt aus diesem düster beschatteten Auge, wie edel, tiefernst und bedeutungsvoll spiegelt jeder Zug in diesem beseelten Gesicht des Mannes Gemüthsbewegung wieder! Und dieser schlichte, fast feierliche Gestus, mit dem er den Arm über sein im Plüschsessel schlummerndes Kind streckt, für dessen ganze Zukunft er in diesem Augenblick allein die Verantwortung übernimmt. Und wie gemalt! Das springt ja nur so aus dem Rahmen heraus. Diese Energie der Pinselführung, so markig der Strich. Nein, das Bild ist nicht mit Geld aufzuwiegen — das malt kein Töbelmann!"

Die Herren nahmen lebhaft Partei. Fürst Malte überlegte, den goldenen Zwicker nachdenklich wiegend, das des Töbelmann helle, französisch-kalkige Farben in seinen silbergrauen Salon, den das preisgekrönte Bild schmücken sollte, schlecht passen würden. Der Putz in seinem satten, dunklen Grundton würde sich da schon eher machen. Dieser Meinung gab er, als der Streit der Gründe ihn zu langweilen anfing, in seiner bedeutungsvollen Manier, wie er es liebte, Ausdruck, indem er bemerkte:

„Ja, ja, Harras hat eigentlich Recht. Hat Töbel-

mann mit Champagner die Farben angefeuchtet, ſo malte Putz mit ſeinem Herzblut. Wir kennen ja alle die traurigen Umſtände, unter denen das Bild entſtand.“

Profeſſor Bremer lächelte malitiös.

Durchlaucht ſchloß nach einem Seufzer erleichtert: „Ich denke, wir ſtimmen ab und frühſtücken dann ein wenig. Harras, thun Sie mir die Liebe und ſchreiben die Zettel aus.“

Das Ergebniß war: Fünf gegen zwei für Putz.

„Schön,“ ſagte der Fürſt, „Putz hat's. Werde übrigens, um Töbelmann zu tröſten, nachträglich noch einen zweiten Preis auswerfen.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Den eigentlichen Erfolg hatte das Bild erſt vor der großen Jury: Publikum, als es in der Geſellſchaft der Kunſtfreunde zur öffentlichen Ausſtellung kam. Der alte Lobeck kam eigens aus München, ſeines einſtigen Schülers Bild zu ſehen.

„Brutus Putz ſchläft nicht mehr,“ ſchrieb er darüber. „Und er hat den rechten Weg betreten: Er ſchafft aus tiefinnerſtem Gemüth, aus elementarer, impulſiver Gemüthswallung heraus. Darum hat er bei dieſem Bilde mit ganz anderer Energie zugefaßt, darum iſt die Compoſition edel, rund, geſchloſſen geworden, kühner die Tönung, breit und ſicher Farbe neben Farbe, darum hat er nicht flach, glatt, conventionell malen können! Dies Bild iſt, das ich's ſage, ein echtes Kind der wahren Muſe — kein Schmerzenskind, aber ein Kind des Schmerzes — — —“

Und einen ganz beſonderen Erfolg hatte das Bild noch, nachdem es eine Woche in der Ausſtellung gehangen.

Meiſter Putz hatte ſein koſtbares Atelier verlaſſen und ſich in der Vorſtadt weit draußen unter dem Dach in dem gerade leerſtehenden Atelier eines wegen Miethsrückſtandes exmittirten jungen Collegen eingerichtet. Dort ſaß er eines Morgens in Gedanken unter dem ſchrägen Glasfenſter vor einer neuen Staffelei. Der Brief einer photographiſchen Firma, die ſich um die Vervielfältigung ſeines nächſten Bildes bewarb, lag neben ihm auf dem ſchlichten, holzgeſchnitzten Rauchtiſchchen.

Da raſchelte etwas in der Eingangsthür, die die Staffelei ihm verdeckte. Es rauſchte wie ein Kleid; Gregor beugte ſich, blickte hinter dem Rahmen hervor — und fuhr mit finſterer Stirn in die Höhe.

Im gleichen Augenblick ſtand ſie bereits neben ihm den Schleier in die Höhe geſchlagen — Marietta.

„Sie wollen eine Comödie ſpielen," ſagte er nach einer kurzen, ſchweren Pauſe, ohne ſie anzublicken. „Wohlan, ich weiß, wenn Frauen ſo etwas vorhaben, gibt es dagegen keine Abwehr. Alſo ſagen ſie was Sie ſich ausgedacht, und dann kehren Sie wieder in's Palais Thorn zurück."

„Gregor!" gab die junge Frau zurück — nur dies eine Wort, aber in einem Tone ſo tiefherzlicher Bitte, daß er unwillkürlich einen Blick auf ihr Geſicht warf.

„Gregor!" ich war nie im Palais Thorn," fuhr ſie leiſe fort.

Er ſchwieg und ſtarrte in ihre Augen, die ihm etwas

ſagen müßten, was vordem nie darinnen geſtanden, da ſein Blick immer unſicherer wurde.

„Gregor, ich bin an jenem unſeligen Tage direct nach Nemmersdorf zur Tante Aurelia gefahren. Dort war ich bis heute. Sie geleitete mich her — ſie iſt draußen.“

„Und Graf Thorn — und Dein Billet?“ fragte er ungläubig.

„Mein Brief war eine kindiſche Bosheit. Dich wieder kränken wollt' ich. Und Graf Thorn brachte mich nur bis an's Coupé. O! Gregor,“ jetzt brach ſie heiß aus: „ich komme von Deinem Bilde. Es hat mir das Herz geſpalten. Ja, ja, tauſendmal hatteſt Du an jenem Tage recht, daß Du mich fortſchickteſt, weil ich Dir nichts geben konnte, flatterhaft und kindiſch, wie ich war, als meine arme Liebe. Gregor, ich komme mit demüthiger Bitte, verſuche es noch einmal mit mir! Gieb Dir nur ein wenig Mühe mit mir; ich bin nicht unbegabt, ich verſtehe Dich jetzt ganz, nachdem ich dies Bild geſehen, ich liebe Dich — ich kann Dir in Zukunft die Frau ſein, die du brauchſt. Seit mich Deine ſtarke, tiefe Seele heut' mit den wunderbaren Augen dieſes Bildes angeſchaut, will ich im Leben nie und nimmer, nirgendwo mehr mein Glück ſuchen, als an Deinem Herzen. Du weißt nicht, welch' tiefe Wandlung ich durchgemacht in dieſen drei Wochen, da ich Dich entbehrte, vor Allem heut' Früh, als ich unter der Wirkung Deines Bildes ſtand — — —“

Sie war dicht an ihn herangetreten, er blickte ihr immer noch in die mit rührender ſtummer Bitte zu ihm aufgeſchlagenen blauen Augen. Ja, ſie war eine Andere

geworden. Ihre Augen hatten eine ſchimmernde Tiefe, die ſie nie gehabt, eine wirkliche, demüthige, große Liebe ſtand darin — — —

Wie er jetzt das harte Wort finden wollte, das ihn gegen ſich ſelbſt vertheidigen ſollte, ſtürzten ihn plötzlich die Thränen aus den Augen, breitete er plötzlich, ohne es zu wollen, die Arme aus und ſagte, ohne es zu wollen:

„Marietta, mein armes Kind, wir wollen uns in Zukunft nicht mehr quälen!“

„Und im nächſten Moment war er glücklich, daß er das gegen ſeinen Willen geſagt.

Als ſie an ſeiner Bruſt lag, flüſterte ſie zu ihm auf:

„Nicht wahr, Du wirſt arbeiten können in Zukunft, auch wenn Du mich lieb haſt? Ich will Dir eine echte, rechte Künſtlersfrau werden, will alles Eigenleben aufgeben, ganz in Dir und Deinem heiligen Berufe aufgehen. Dein Gemüth ſchlummerte, mein Gregor, weil Dir dieſe demüthige, dienende, theilnehmende Frauenliebe gefehlt hat. Durch den Schmerz ward es geweckt; in Zukunft will ich es reichlich tränken und nähren mit meiner Liebe — allezeit wirſt Du Gutes und Großes ſchaffen können, weil wir beide für uns ſo ein rechtes, vollſtrömendes, inniges Gemüthsleben führen wollen!“

Die Tochter des Nazareners.

Novellette von Carl Erdm. Edler.

Für Herrn Gschwandner war die Zeitungslectüre, was für Andere ein Strombad ist: gestählt in seiner eigensinnigen Meinung von Welt und Menschen schüttelte er sich ab und ging Bewegung machen. Nur der Kunstbericht der Zeitung galt ihm als Orakel nnd ersparte ihm die unbequeme Anschauung; denn er interessirte sich für Malerei und förderte sie als Kenner, indem er Oelfarbendrucke nach den besten Meistern kaufte. Daß jedoch sein einziger Sohn Hans Maler werden wollte, statt den väterlichen Beruf des Couponschneidens zu ererben, erschien ihm als ein Mißrathen, wie Schielaugen oder eine schiefe Nase. Erwog er dagegen, wie theuer dergleichen Leute einen Meter Leinwand verkauften, so kam ihm sein mißlungener Sohn nicht ganz verächtlich vor. Nur in keine Akademie sollte er! Wo von akademischer Malerei die Rede war, geschah dies stets von oben herab mit

allerlei Unheimlichem, als: ertödtendes Drillen, erſtickende Schablone, Mumificirung u. dgl. Seitdem erweckte ſchon das bloße Wort in ihm unklare Unluſtgefühle, etwa wie die Vorſtellung: Steuerbogen. Dafür hatte er aus Kunſtberichten das Ideal eines Malers ausgebrütet, welcher die gerühmten Vorzüge der verſchiedenſten Künſtler in ſich einte; das Hülfsmodell dazu gab ſeine feuerfeſte Caſſe als Sammelpunkt der mannigfachſten Coupons. Er ahnte nichts von den Gebrüdern Carracci und braute ganz friſch deren altes Recept zuſammen: „Wer ein guter Maler werden will, der mache ſich mit der Zeichnung der römiſchen, mit der Modellirung der venetianiſchen, mit der Farbengebung der lombardiſchen Schule bekannt; er bewundere die kühne Manier Michel Angelo's, die Natürlichkeit Tizian's u. ſ. w."

In dieſer ſchlauen Erfindung froren ſeine bisher leichtfertig dahinfließenden Kunſtideen feſt, und er verpflanzte Hans jedes Halbjahr in ein anderes Atelier. Nach zwei Jahren ging es in dem Kopf des jüngen Eklektikers zu wie bei einem Hexenſabbath. Als man den hochbegabten, aber ruheloſen Pilger in ein fünftes Atelier nicht mehr aufnahm, erkannte Herr Gſchwandner, daß Hans hier nichts mehr zu lernen habe, weil bereits der Brodneid anging. Nun ſollte er nach Italien! Dort, vermeinte Herr Gſchwandner, komme dem Künſtler die Vollendung ſo aus der Luft angeflogen wie Wechſelfieber oder Rheumatismen.

Angeflogen kam Hans daſelbſt blos ein zweifaches arges Gefühl: Neid gegen die Meiſter der Renaiſſance, welche die holden Weiber, die ſie gemalt, geſehen und

wo möglich geliebt haben mußten; Grimm gegen das eigene fluchwürdige Geſchick eines Epigonen, der ſo herrliche Geſtalten nur deshalb nicht malen könne, weil ſie in der entarteten Menſchheit nicht mehr anzutreffen ſeien. Als Sohn eines unbewußten Carracciſten grübelte er einem Ideal nach, welches die Schönheit aller jener unſterblichen Frauen harmoniſch vereinen ſollte. Je mehr er deren in den Galerien ſah, deſto wilder ward ſeine Verzweiflung; aber ſie erklomm den Höhepunkt, als er ſein eklektiſches Muſter leibhaftig in der jetzigen entarteten Menſchheit entdeckte. Denn dies Ideal beſaß einen Vater, welcher in der Künſtlercolonie den Spottnamen „Go“ führte; das bedeutete bei dem jungen Deutſchland „glatter Overbeck“, bei den Anſiedlern des Pallazzo di Venezia „geſchleckter Overbeck“, bei den grands prix de Rome aber „Gelée à la Overbeck“. Daraus ſprach eben die Herbigkeit vorſtürmender Jugend, welcher der alte Maler Lodovico mit ſeinen Ideen, die ſeit einem halben Jahrtauſend veraltet waren, ein lächerlicher Greuel ſchien. Er war ein ſtiller Mann mit dem lauteren Kindergemüth und der gotterfüllten Seele ſeines Vorbildes Fieſole. Von dieſem hatte er auch die naive Compoſition, die ſchlichte Lieblichkeit der Darſtellung, den ſanften Farbendreiklang Weiß-Blau-Roth. Die Künſtlerjugend fand freilich, Fra Angelico's Tugenden ſeien auf Lodovico's Tafeln in Laſter umgeſchlagen, nannten ihn einen affectirten Nazarener und behaupteten, daß ſeine fleiſchloſen Heiligen vor Verzückung fröſteln und mit einer tricoloren Gelée überzogen ſeien, um ſeinen Mangel an anatomiſchem Wiſſen keuſch zu verhüllen. Er aber beharrte, aller

Weltlichkeit entrückt, unbeirrt im demüthigen Schauen himmlischer Schönheit. Gönner und Aufträge waren ihm ehedem reichlich in das Haus gekommen; er blieb jedoch lieber arm und unbekannt, als „die Schatten des Fleisches über das Durchleuchten des Geistes auszubreiten". Jetzt besaß er nur noch einen Mäcen, einen asketischen blinden Cardinal, und die dürftigen Kirchlein der Abruzzendörfer waren seine Abnehmer. Seine Tochter Maria, ein herrliches Mädchen, das fleischgewordene schöne Heidenthum, wandelte unter den Gestaltungen seines Pinsels herum wie eine lockende Sünde. Man begriff nicht, wie der Mann zu dieser Tochter kam — ihm selbst war es in nachdenklichen Stunden ein räthselhafter Greuel. Als indeß einer kam, der ihn von solch greller Stilwidrigkeit erlösen wollte und Maria zum Weibe begehrte, wies er ihm wortlos die Thüre. Denn der junge Mann schuf Gestalten, wie Maria eine war, ja er ließ die mühsamen Gewandfalten einfach weg und malte gleich das blanke, glatte, blühende Fleisch. Maria schluchzte, der Vater aber grollte: „Der tolle Gaukler gehört in den Polizeigewahrsam! Er tanzt auf dem Seile und spielt dabei mit Bällen aus dem Kehricht des jeweiligen Tages, die zerplatzen und die Zuschauer beschmutzen, indeß er oben gegen sie die Zunge ausstreckt!"

Maria weinte immer noch, aber widerstrebte nicht; denn sie liebte den alten Vater mehr als Alles in der Welt. Sie belächelte nie, daß ihm als Wahrheit von heute galt, was die Wahrheit vor Jahrhunderten gewesen, sie bewunderte mit Ehrfurcht, wie gottselig er Armuth und Vereinsamung ertrug, und sie beugte demüthig das Haupt,

als er jetzt zornmüthig ward über den jungen Fant, der an seinen Glauben gerührt hatte.

Um dieselbe Zeit, als der abgewiesene Freier die Schauerkunde ausstreute, Lodovico sei eigentlich die electrisirte Mumie eines uralten Mönches vom Berg Athos und ein echter Byzantiner, tauchte Hans in dessen Atelier auf. Er redete so trostlos über die entartete Menschheit und vertiefte sich so sehr in die heiligen Schattenbilder, daß vor der Kinderseele des Alten eine schöne Vision emporstieg: Ein Fiesole III.! Bald kam er auf halbem Wege dem Wunsche des jungen Künstlers entgegen und nahm ihn in sein Atelier. Nachdem er seinen Gedankenkreis um ein halbes Jahrtausend zurückgeschraubt und, was seither geworden, als die Entwicklung eines chronischen Leidens gedeutet hatte, stutzte er ihm die Flügel mit der Mahnung: „Nachahmen, nicht Seil tanzen!“

Damit er jedoch auch dabei nicht übermüthig werde, murmelte er hinterdrein: „Fiesole ist doch unnachahmbar!

Wo ein irdisches Lichtfünkchen glimmen wollte, verlöschte er es als verdammliches Irrlicht. Aber immer wieder flackerten dergleichen Irrwische auf, und endlich hätte Hans doch wie Simson die Thore seines Gefängnisses mit sich fortgeschleppt; allein er hielt seine Kunst hoch und glaubte fast, ihr bringe er dies Opfer frommer Knechtschaft. Denn Maria stand im Mittelpunkt aller seiner Zukunftentwürfe, außer Maria gab es für seine Kunst kein Heil, und ohne Lodovico's Zustimmung keine Maria. Die stille Anbetung, die er Maria ent-

gegenbrachte, überſah ſie mit einer wegirrenden Zerſtreutheit, oder wenn er ſchüchtern näher trat, mit widerwilliger Aufmerkſamkeit. Als dann die Nachricht von dem plötzlichen Tode ſeines Vaters eintraf, reiſte er heim, kehrte jedoch bald zurück und trat vor Lodovico mit der Bitte um die Hand ſeiner Tochter. Er war brav, ehrenhaft, „tanzte nicht Seil", ſondern beſtrebte ſich, Fra Angelico nachzuſchweben — das gab den Ausſchlag. Daß er ein reicher Mann war, der ſeinem blutarmen Kind eine glänzende Zukunft bot, daran dachte der weltfremde Alte ebenſowenig wie daran, daß die Werbung Maria etwa mißfallen könnte. Maria aber ſah die Seligkeit, welche darob den alten Mann verklärte, und ſeine faſt kindliche Freude, als Hans auf die einzige Bedingung, die er ihm geſtellt, einging und das unausſprechliche „Gſchwandner" fahren ließ, um auf ſeinen Bildern fortan als Pſeudonym des Meiſters Namen zu adoptiren mit dem unterſcheidenden „Hans"; ſie ſah auch im Geiſte des Vaters Schmerz, wenn ſie ſich weigern würde, und ſein hilflos darbendes Alter. Da beugte ſie zum zweiten Male das ſchöne ſtolze Haupt, aber wie eine Königin unter dem Fallbeile.

Das junge Paar bezog ein behaglich reiches Heim, Lodovico blieb trotz aller Bitten in dem ärmlichen Atelier: die Engel waren ſo gewohnt, bei deſſen Fenſtern hereinzuflattern, daß er ihnen die Mühe erſparen wollte, ſich für ſeine kurze Lebensfriſt noch in einer neuen Behauſung zurechtzufinden. Er hatte Recht; denn kurz darnach, als ſeine Seele wieder im Himmel luſtwandelte, vergaß er vielleicht der Erde, auf der er nie recht hei-

miſch war, oder fand den Rückweg nicht; Maria traf ihn todt im Lehnſtuhl vor einer leeren Leinwand. Hans hätte jetzt nach Herzensluſt malen können; Maria war nun ganz ſein geworden und ein halbes Jahrtauſend der Kunſt dazu. Aber er hatte eine unbeſtimmte Scheu vor dem Antlitz ſeines Weibes, das weder lächelte, noch grollte, vor der marmornen Stirn, auf der Alles ſo ſtill war, vor der weißen Hand, die ſich ſo ſchlank von dem herrlichen Arm hinſtreckte, wenn ſie ſeine entgegengereichte Hand läſſig berührte, ſchimmernd und kalt wie Mondenſchein. Aus dem ſchaurigen Wollaut ihrer Stimme erklang ihm nur der Widerhall eines fern abſchweifenden Geiſtes, in den großen Augen tauchte es zuweilen auf wie eine verſtümmelte Strophe aus einem verlorenen alten Lied, ohne Anfang, abbrechend ohne Ende. In ruhiger Unterwürfigkeit lebte ſie neben ihm dahin, um ſein Wohl ehrlich ſorgend, aber ernſt, wie man eine Pflicht übt. Seine heiße Leidenſchaft glitt haltlos nieder an ihrer unverwundbaren Glätte; ſeiner Innigkeit antwortete ein ſanftes ſtummes Verneinen in ihrem Antlitz, wie ein leiſes Verſagen überfiel es ihre Glieder bei ſeiner Umarmung, aus ihren Augen flehte es furchtſam abwehrend, wenn ſein Gefühl ungeſtüm aufzuflammen drohte. Unheimlich erſchien ihm ſein Haus, unerträglich die Herzensqual daheim. Er malte nicht mehr, ſondern ſtand gern vor Tizian's amor sagro e profano im Palazzo Borgheſe oder durchſchlenderte die Galerien und feierte nach dem Faſten des Nazarenerthums heidniſche Feſte des Fleiſches, feierlich und wild, entrückt den Lehren Lodovico's und dem

Schmerz um deſſen Tochter, bis er plötzlich wieder heimſtürzte, weil es ihn ſachte am Herzen zupfte: „Maria iſt doch noch ſchöner . . . und ſie lebt . . . und iſt dein!“

„Und doch nicht mein!“ ſeufzte er auf, wenn ihn auf der Schwelle der Strahl ihres Auges überfiel.

Dann war Maria Mutter geworden, und aus ihrem ſtillen Antlitz ſtieg ein behutſames Lächeln auf. Das warme Leben des Kindes verbreitete einen ſanften Lebenshauch um ſie und thaute hinweg, was über ihrem Weſen gefroren war wie der Reif auf einer glühenden Roſe. Und Alles rings bekam von dem kleinen Evchen eine weichere Färbung wie von der Sonne, die in ein Gemach mit bunten Scheiben ſcheint: keinen grellen Freudenglanz, ſondern leiſe Farbendämmerung. Hans malte auch jetzt nicht. Nach dem todten Idiome Lodovico's hatte er in den Galerien wieder lebende Sprachen und Dialecte buchſtabiren gelernt; die neuen Worte lagen ihm auf der Zunge, ohne daß er den Muth fand ſie auszuſprechen. Er vernachläßigte jetzt auch die Galerien und blickte nur auf Maria, wie ſie mit Evchen dahinſchritt und die ſtolzen Glieder in dem ruhevollen Rhythmus eines Adagios bewegte. Er fragte ſich, ob das Vöglein draußen im Roſenbuſch den Takt dazu gab, oder durchtönte die Frauenſeele eines altitaliſchen Meiſters getragener Sang, dem ihr Gang ſich einte?

Dann kam eine dunkle Zeit, da das Kind krank lag und Maria nicht von dem Bettlein wich. Sie wich auch nicht von dem todten Evchen. Sie weinte nicht und ſtarrte taub und ſtumm auf die kleine Leiche den

Tag und die Nacht hindurch, und der Wahnsinn flackerte aus ihren Augen. Nach einem Schlaftrunk, den ihr am Morgen der Arzt gewaltsam beibrachte, schlummerte sie ein, und man trug sie im Lehnstuhl in ihr Gemach. Hans schlich zu dem todten Evchen zurück. Die Morgensonne zauberte eben auf das bleiche Köpfchen einen täuschenden Schein des Lebens. Da holte er in wahnsinniger Hast das Malgeräth, wie im Fieber begann er das Kind zu malen, das holde Gesichtchen dem Tode zu entreißen — für Maria, für sein armes Weib! Der Tag verging in Dämmerung, er merkte es nicht. Dann war er fertig. Eine Müdigkeit überkroch wie ein Nebel seine Gedanken, die Lider glitten hinab — noch einmal zwang er sie gewaltsam auf: „Was denn? War etwas geschehen? Nein, denn dort lächelt ihm ja Evchen zu . . . es ist ja Alles gut . . . wenn nur nur Maria anders . . .“ — und der Traum spann es weiter.

Eine Thür knarrte, er wachte auf. Die Lichter brannten, Maria stand vor dem Bette des Kindes und strich ein Strähnchen der feinen Goldhärlein von seiner Stirne zurück. Dann starrte sie thränenlos auf das bleiche Räthsel nieder, das ihr Fleisch und Blut und doch todt war, indeß sie weiterlebte. Ihm aber, der eben im Traum mit dem lächelnden Evchen gespielt hatte, krampfte sich das Herz zusammen, daß er laut aufstöhnte. Sie hörte es nicht; in ihrem Ohr klang noch die geheimnißvolle Sprache weiter, welche Kinder vom Himmel mitbringen und nur Mütter verstehen. Immer tiefer neigte sie sich und streifte an das Veilchenkränzlein, das Hans selbst gepflückt und mit ungefügen Händen gebunden hatte. Es löste sich

auf und überſtreute das weiße Linnen. Sie merkte es nicht; nur ein Veilchen, das auf die winzigen bleichen Fingerlein gefallen war, gelangte als Bild des Ungehörigen in ihre verlorene Seele. Indem ſie ſich ſteif wandte, um es mit einer hölzernen Armbewegung wegzuwerfen, gerieth ihr Auge in die Richtung des Bildes. Der Oberleib blieb in der unnatürlichen Haltung, ebenſo die Hand mit dem Veilchen. Ein zarter Faden von drüben hatte ſich hier feſtgehäkelt und ſpann hin und her zwiſchen dem Bilde und den ſtieren Augen, in denen der Wahnſinn lauerte. Dann enſtand ein ſeltſames Fortrücken des ſcheinbar unbewegten Körpers von dem Bettchen zu dem Bilde. Eine leiſe Röthe überflog ihr bleiches Antlitz, des Kindes Lächeln lockte ein irres Lächeln der Mutter hervor. Sachte hob ſie die Arme, die ſich bisher ruckweiſe wie an einer Gliederpuppe geregt, mit der alten weichen Anmuth und, beide Hände abrundend, hielt ſie dieſelben um das lächelnde Geſichtchen, mit dieſem Rahmen ihr theuerſtes Gut für ſich abzuſchließen von Allem, was ſonſt noch in der Welt iſt. Dann neigte ſie ſich in leidenſchaftlicher Liebe vor, um das Grübchen zu küſſen, in dem jenes Lächeln ſein Heim hatte. Plötzlich fuhr ſie mit einem Schrei zurück und griff mit wirrem Taſten in die Luft. Ihren Körper, den Hans im Fallen aufgefangen, durchſchütterte es wie Fieber, ein leiſes Wimmern löſte ſich von ihren Lippen; es ſteigerte ſich zu lautem Weinen, dann zu einem Schluchzen, das die Bruſt zu zerſprengen drohte. Er trug die Willenloſe in ihr Gemach, und der Arzt erklärte: „Sie weint, ſie wird geſunden! Ich bleibe, Du

geh' und bringe das Kind zu Grabe — sachte, daß kein Laut hierher dringt!" — So hat er denn zu nächtlicher Stunde sachte sein Evchen zu Grabe gebracht. Als er heim kam, lagen große Thränen auf ihren Wangen, aber sie schlief und schlief weiter bis tief in den Tag hinein. Er rückte gedankenlos an den Dingen im Atelier, dann pflückte er im Garten Veilchen und trug das mühsam gebundene Kränzlein auf Evchens Grab. Als er heim kam, stand Maria vor dem Bilde und flüsterte ihm zärtliche Worte zu. Sobald er zu ihr trat, neigte sie sich langsam und sank vor ihm auf die Knie. Sie ergriff seine Hände, küßte sie und sagte, da er abwehrte: „Laß' mich, es ist die Hand, die Evchen gemalt hat . . . Gott lohne Dir die schwere That! Auch ich möchte, Hans, auch ich —" und mit den Händen sich an ihm aufrichtend, warf sie plötzlich beide Arme um seinen Hals und weinte bitterlich.

So hat er in jener Schmerzensnacht zur Natur heimgefunden und sich den Weg gebahnt zur Wahrheit seiner Kunst wie zu dem Herzen seines Weibes. Als ich ihn das letzte Mal besuchte, verglich er sein Leben den eleusinischen Weihen und citirte mir Plutarch's Worte darüber: „Zuerst irren und durch eine gewisse Dunkelheit weiheloſe Wanderungen, dann vor der Weihe selbst alles Harte . . . hierauf aber trifft sie ein wunderbares Licht." — Maria aber schüttelte dazu das schöne Haupt und sagte zu mir: „Evchen hat der Großvater zu sich genommen, weil auch er ein Enkelchen um sich haben will, aber er hat uns dafür zwei Engelein herabgeschickt." — Wie sich doch Mutterliebe täuscht, und

was der Meister Angelico zu dieser Engelsorte gesagt hätte! Bausbackige schelmische Rangen sind es, und wenn schon Engel, dann von der Race jener zu Füßen der Madonna Sistina. Sie entwickeln eine abgefeimte Kunst, ihren Vater in der Arbeit zu stören, und das ist gut so; denn trotz seines breiten kühnen Pinselstriches arbeitet er zu angestrengt — freilich noch zu lässig für die große Zahl seiner Bewunderer. Ich fragte nach dem Judithbild, das er jahrelang in der Seele getragen; er hatte es seltsamerweise noch nicht gemalt — vielleicht weil Maria's glückstrahlendes Antlitz nicht mehr dazu taugt. Aber er wollte mir andere Arbeiten zeigen und führte mich in das Atelier. Als wir eintraten, hatte das eine Engelein Maria's neben sich auf dem Boden eine Palette liegen und malte dem anderen auf den Rücken des weißen Jäckchens bunte Männlein mit dem Rasirpinsel des Papas, während dieses behaglich die Farben von einer zweiten Palette ableckte. Hans wollte schelten, aber Maria rundete anmuthig die beiden Hände um sein Gesicht und nachdem sie es so von der übrigen Welt und von ihren Engelein für sich abgegrenzt hatte, schloß sie ihm mit Küssen die Lippen.

Veſt.

Eine Künſtlergeſchichte von Hans Rudolph Schaefer.

1.

„Herein!“ Ohn' abzuwarten erſt den Ruf,
Tritt leichten Schritt's mit grüßendem Kopfnicken
Zum Freunde, der an einem Bilde ſchuf,
Ein Jüngling, ſchön und kräftig. In den Blicken
Lag etwas, das den Künſtler offenbarte,
Das Allem Schönen, Allem Hohen galt,
Was je in einer Menſchenbruſt ſich paarte,
Das aber auch verheerend, wie der Wald,
Der ſich an einem Fünkchen hat entzündet,
Sich ſelbſt und Andere verdirbt im Lohen,
Wenn ihm der Tiefe ſchwarze Geiſter drohen
Und Leidenſchaft mit Selbſtſucht ſich verbündet.

Das Haar, der Hut, der Kleider Schnitt und Art,
Ein leichtgeſchürzter Knoten ſtatt Cravatte,
Ein Chic, ſich zu benehmen ganz apart,
Der von dem Pöbelhaften gar nichts hatte;

Die überleg'ne Ruhe wieder, ſeine Worte
Gewählt, die Stimme voll und doch nicht laut,
Verrieth den Weltmann von der feinſten Sorte,
Der mit des Künſtlers Blick die Welt erſchaut.

„Ah, guten Morgen! An der Staffelei,
Du fromme gute Seele, jetzt ſchon wieder!
In jeder Kirche, jeder Sacriſtei
Schau'n deine Heiligen auf Sünder nieder.
Laß heut Palett' und Pinſel und komm mit,
Ich geb' ein kleines Feſt Papa zu Ehren,
Der heute ſechzig wird. Auf, Eremit,
Kannſt dir das Weltkind nicht vom Leibe halten,
Ich geh' nicht ohne Dich, den trotz'gen Bären:
Laß mich heut über Zeit und Magen ſchalten!"

Wir ſind in einem engen Atelier.
Kein prunkendes Bouquet à la Makart,
Auch nichts von Palmen, Waffen, türk'ſchen Stoffen,
Kein künſtleriſches Miſchmaſch füllte je
Den hohen Raum. Denn Joſefs Art
War ernſter, heil'ger Kunſt nur zugewandt.

Er war ein Sohn der Berge, klar und offen
War Aug' und Herz! und wenn auch ungewandt
Er in dem Chaos ſtand, das Welt ſich heißt,
So war der Schönheit Tempel ihm erſchloſſen.
Sein Pfarrer hatte einſt in ihm entdeckt
Den Künſtlerſinn, den träumeriſchen Geiſt,
Der ſchon im Knaben war erſproſſen.
Auf der Academie war dann geweckt,
Was in des Jünglings Genius verborgen.
Er kämpfte ſich hindurch mit manchen Sorgen,
Doch froh umlächelt von der Muße Gunſt,
Und ſchuf ſich einen Namen in der Kunſt.

Des Bergvolks Leid und Freud, dazu Gestalten
Des Glaubens, was Altar und Kirche schmückt,
Ward Erd- und Himmelshöh'n von ihm entrückt
Und von dem Pinsel dauernd festgehalten.

Er war sehr jung, verwaiset schon, doch stand er
Fest in des Lebens mannigfalt'gem Los.
Und liebt ihn keine Seele? Nie gestand er,
Was als Geheimstes seine Brust umschloß.
Ihm war es nicht gegeben, auszuschütten,
Was ihn erfüllt und was sein Herz bewegt;
Still und in sich gekehrt lebt er inmitten
Der tollen Jugend. Doch sein Busen hegt
Ein Ideal, das reich ihn macht, ihn feit.
Der Strudel des Genusses zog ihn nicht
Hinab; er kannte eine Herrlichkeit,
Der jede Hefe nach dem Trunk gebricht.

Besonderes war nichts an ihm zu schauen,
Ein blonder Bart, die hochgewölbte Brust,
Nichts wild Geniales, kühne Augenbrauen
Machten zum Don Juan ihn bei den Frauen;
In einfach ernster Männlichkeit, bewußt
Sich seiner Schranken, so erschien sein Wesen.
Nur Eines fesselte an ihm: so treu und klar,
Voll schöner Wehmuth glänzt' sein Augenpaar,
Und sprach von einem reichen Innenleben,
Das ihm als Mitgift die Natur gegeben.

Zum Freunde hatte Keiner ihn erlesen;
Er fand wohl Achtung; aber in dem Chor
Der Künstler war er selten nur zu finden,
Man wußte, daß er Lärm und Jubel floh.

Da, durch des Zufalls Spiel, des blinden,
— Wenn überhaupt sich Zufall findet vor —

Trat in der Kunſthandlung von So und So
Zu ihm ein junger Fremdling, der durch Kauf
Sein ausgeſtelltes Bild erworben hatte.
Als Kurt von B. ſtellt' ſich der Fremde vor,
Und Joſef nannte ſeinen Namen drauf.
Der trock'ne Kauf ward Weg zur grünen Matte
Der Freundſchaft, die in ihnen wuchs empor;
Der Gegenſatz war's, der die Beiden einte,
Ergänzt im Anderen zu finden meinte
Sich jeder.

Kurt war reich, am grünen Rhein
Stand ſeines Vaters ſtolzes Schloß, das ihn
Als einſt'gen Erben mahnte einzuzieh'n.
Doch ſchon ſeit Jahren, trotz des Vaters Mahnen,
Folgt' er der Kunſt geliebten, heiter'n Bahnen.
Er hatte viel Talent, erfaßte ſchnell,
Doch das nur däucht' ihm ſchön, was farbenprangend,
Von Gluth erfüllt und Leben, heiß verlangend,
Begeiſt'rung ihm erſchien, des Schaffens Quell.
Paul Veroneſe's, Tizian's Farbenpracht
Galt ihm als Höchſtes und als ſchönſtes Los,
Wenn Wein und Weib ihm ſüß entgegenlacht.
Er war ein Dichter, voll von Phantaſie,
Der in des Dichters Land zu geh'n verſtand,
Und eig'nem Fühlen eig'ne Worte lieh.
Sein Herz ſchlug hoch und weit, ſein Sinn war groß,
Doch keine Feſſel kannt' er, die ihn band.

Das Weib, das Meer der Welt, war die Domäne,
Wo er ſich frei bewegte; nimmer fühlte
Sein Herz das Blei der geiſtigen Migräne,
Die manches Rieſen Kraft ſchon unterwühlte.

Für Joſef intereſſirt' er ſich; die Beiden
Sah aneinander man ſich bald gewöhnen,

Denn Josefs Schaffen in dem Geist des Schönen
Reizte des Andern leicht beweglich Wesen,
Wie ein Mysterium reizet selbst den Heiden,
Wenn er am eig'nen Gott nicht kann genesen.
Kurts schäumend geniale Kraftnatur
Bei Josef fand Bewunderung, Staunen nur,
Und Kurt ließ sich von Josef manchmal zügeln,
Wenn ihm das Herz davon ging wie mit Flügeln.
In Josefs Leben brachte Kurt erst Leben,
Nur Eines blieb Geheimniß; nimmer heben
Ließ Josef diesen Schatz und nicht dran rühren:
In Herzenssachen ließ er nie sich hören,
Verstummte stets bei And'rer Renommiren.
So blieb's; und Kurt selbst konnte nicht beschwören,
Ob nur der Kunst geweiht sein Herz verbliebe,
Ob einer Sterblichen es schlug in Liebe.

Warum ist Josef so verstört und roth?
Sofort fällt's Kurt auf; doch als der sich näh'rt,
Deckt mit dem Rücken, gleich als wär's bedroht,
Josef das Bild und stellt's ängstlich bei Seite.
Nun wurde Kurt argwöhnisch; lachend fährt
Er auf: „Halloh, was malst denn du?" Wie Kreide
Wird Josef. „Ein Entwurf, noch nicht ganz klar, — —
Ein Heiligenbild. — Ein reicher Bauer starb
In meiner Heimat! der will am Altar
Die Schutzpatronin, die ihm Glück erwarb —
So stand's im Testament — von mir gemalt."

Dahinter steckt was, denkt Kurt, offenbar.
Bestürmt ihn, schmeichelt, droht und braucht Gewalt,
Bis er das Bild in Händen hielt. Dann ernst
Betrachtet er's. Traumhaft verloren, fernst
Der Welt entrückt, so stand Kurt da. Dann klang
Mit einem Ton, wo Wärm' und Kühlheit rang,

Sein Lob. „Das Schönſte, was Du je geſchaffen,
Freund Joſef, hier gelang's Dir; doch warum
Haſt Du's verborgen mir, gleichwie dem Laffen
Der Denker ſeine Perlen vorenthält?“

Jetzt wurde Kurt lebendiger. „Dieſer Engel,
Den Du gemalt, der lebt wo auf der Welt;
Der lebt als Weib voll Schönheit, ohne Mängel,
Von deinem Aug' erſchaut und dargeſtellt.
So malt man nicht, wenn irgend ein Gedanke
Sich ohne Fleiſch und Blut im Hirn hat eingeſtellt.

Die lebt! Die ſtahl ſich ein wie eine Ranke
In deine Bruſt und wuchert fort. Die Stirne,
Der Mund und dieſe Augen kindlich rein
Gehören nicht der nächſten beſten Dirne,
Die man ummalt mit einem Heiligenſchein!
Nicht blos mit Künſtleraugen iſt gemalt,
Was mir in dieſem Weib entgegenſtrahlt!“
Dann ruhiger fährt er fort: „Ich wünſch Dir Glück,
Verſchwieg'nes Glückskind Du! Ja, ſtille Waſſer — —
Gelt, Joſef und ſo weiter. — — Solch ein Stück,
Das liefert uns der ſchlaue Weiberhaſſer!
Wo lebt ſie?“ Böſen Blicks zum erſten Mal
Schaut Joſef auf den Freund, der unbefangen
Das Bild hinſtellt. „Weit weg — — der Grenze nah',“
Dann Schweigen. „In den Bergen.“ Kurt's Verlangen
Will mehr. Endlich mit leiſer Qual
Geſteht Joſef: „In meiner Heimat.“ „Ah,
Wie heißt ſie?“ Drauf ein Räuſpern ungeduldig.
Kurt unbeirrt, fragt nochmals ganz unſchuldig.
„Genovefa oder Veſi,“ war die Antwort.
„Und weſſen Kind iſt ſie?“ „Des Wirth's am See.“
„So! Jetzt auf zu einem Trunk und fort!
Sag Deinem Bild und ihr für heut Ade!“

Sie gehen; und in der Freunde lauter Runde
Ruft Kurt zu Joſefs Schreck mit heit'rem Munde:
„Die Ferien ſind nah, wir ziehen in die Berge,
Ich lad Euch ein in Joſefs Heimatsthal,
Dort feiern wir ein luſtig Freudenmahl,
Dort leben wir im Freien, und als Ferge
Führt über'n See uns Joſef. Wer geht mit?“
Ich, ich! So ſchallt's von einem Dutzend her.
Köſtlicher Einfall! Proſit! Die Gläſer leer!
Kurt, Bravo! Tönt's von allen Seiten. —
Und Keiner merkte, wie's in Joſef ſtritt.
Mit heißen Köpfen ging's nach Haus; die Beiden
Trennten ſich bald. „Ade, auf Widerſehn!“
Doch froſtig klang's, nicht wie bei frohem Scheiden,
Und Keiner ſagte, wie ihm war geſcheh'n.
Kurts Augen funkeln und ſein Kopf iſt wirr;
Er murmelt wie im Traume, ſtarrt wie irr.
Er lächelt endlich. „Bah, ſie ſtammt von Eva,
Ich muß Dich ſehen, ſchöne Genovefa!“

2.

Es kreiſt der Adler über Berg und Wald,
Er ſchaut herab von ſeiner Felſenwarte
Auf ein Gezack, wo Fels an Felſen ſtarrte,
Wo donnernd ſich der Bergſtrom mit Gewalt
Die Bahn bricht in ein grünes Alpenthal,
Durch das er weiter zieht als Silberſtrahl.
Mit weitgeſpannten Schwingen über'n See
Wiegt ſich der Aar in wolkenloſer Höh'.
Es ſtrahlt und blitzt die Sonne in den Wellen,
Die dieſes Thal wie Augenpracht erhellen.
— Was iſt die ſchönſte Gegend ohne See und Fluß?
Ein ſchönes Haupt ohne der Augen Gruß! —
Wem geht das Herz nicht auf im Alpenlande,
Wenn Firnen leuchten, Matten uns begrüßen,

237337A

Wenn hingelagert an des Gipfels Rande
Städte und Dörfer ferne uns zerfließen?
Wenn in dem Thal die hellen Häuser winken
Und treuer Menschen Augen freundlich blinken?

Zur Rast und Frische ladend steht am See ein Haus,
Es hängt ein blanker Gasthausschild heraus.
Die Mutter Vesis nannt's ihr Eigenthum
— Der Vater liegt schon lang im Kirchhof drüben —
Ein Garten, Lauben, Wiesen ringsherum,
Umplätschert von des blauen Sees Gewässer,
Den nur die dunkeln Wolkenzüge trüben.
Hoch oben schwarze Tannen, unten bläſſer
Buchen und Eichen bis zum Strand; die Linde
Im Hof, durchrauscht vom Bergeswinde.
Ein liebliches Idyll voll Menschenglück,
Wo in dem großen Hause gerne weilten
Die Städter, wenn im Sommer sie enteilten
Der Gassen Enge, um dafür am Blick
In Gottes schöne Erde sich zu weiden.
Ja, ein Idyll voll tiefen Menschenglücks
Für Vesi und die Mutter. In den Beiden
Schlug liebevoll das Herz jahraus jahrein,
Kein Doppelzüng'ger störte hinterrücks
Des Hauses Frieden, stahl den Sonnenschein.

Seit kurzer Zeit war Vesi angekommen,
Nachdem das Kloster in der nächsten Stadt
Ein Jahr lang sie als Schül'rin aufgenommen.
Doch kam sie nicht zurück scheinheilig, glatt,
Auch nicht verbildet oder hochgelehrt;
Von All' dem war in Vesi nichts genährt.
Frisch wie des Waldes Blume, etwas bleich
Und feiner als zuvor, sonst ganz sich gleich.
Unnennbar war ein Zauber um sie her,
Als Zeichen, daß ihr Herz war unentweiht;

Es lag auf ihr, doch ist mein Wort zu leer,
Der Blüthenstaub echter Jungfräulichkeit.
Ihr Auge blau und sanft, der Haare Pracht
Wetteiferte an Farbe mit der Nacht.
Das Antlitz eher zart als blühend, und
So weich und feingeschnitten war ihr Mund.
Das reiche, enge Mieder hüllte voll
Nicht üppig ihre Büste. Wer sie sah,
Vor Freude dem das Herz im Leibe schwoll.

In ihren Adern floß des Nordens Blut,
— Des Vaters Stamm wohnte dem Innstrom nah' —
Mit dem sich das des feur'gen Südens mischte;
Die Sonne des Veltlins mit ihrer Gluth
Beschien der Mutter Wiege. Nicht verwischte
Der Doppelstamm sich in Entartung, nein
In seinem Kind spiegelt' er ab sich rein.

In's Dorf ging selten sie, so nah es lag,
Zur Kirche nur an Sonn- und Feiertag;
Und fleißig sucht sie auf des Vaters Grab,
Das wohlgepflegt ein Blumenschmuck umgab.
Zum alten Pfarrer ging sie, zu den Armen,
Für die sie war voll Mitleid und Erbarmen.
Sonst mied sie fast den Umgang; eine Freundin
Aus froher Kinderzeit war fortgezogen.
Doch war sie frei von Hochmuth; keine Feindin
Lebt ihr im Dorf auch. Nur für sich allein
Blieb sie; umschmeichelt nicht und nicht belogen.
So oft im Lenz und Herbst traf Josef ein,
Der Pflegesohn des Vaters, dann war Freude;
Er war der Mutter Stolz und Augenweide,
Für Vesi war er Bruder, trauter Freund,
Bei dessen Wohl und Weh sie lacht und weint.
Doch weiter galt er nicht dem jungen Herzen,
Sie wußte nichts von Liebes-Leid und -Schmerzen.

Die Mutter hoffte von der Zukunft leiſe,
An Joſefs Seite einſt im Myrthenreiſe
Die Tochter ſteh'n zu ſehen, doch einſtweilen
Brauchten die Wünſche nicht vorauszueilen,
Das junge Herz aus ſeinem Schlaf geriſſen
Will ſie ſo wenig als ihr Kind ſchon miſſen.

* * *

Kein Lüftchen regt ſich. — Sieh', da huſcht ein Schatten
Geſpenſtiſch an dem Boden her und hin.
Der Geier, der in Wolkenhöh' erſchien,
Zieht ſeine Kreiſe enger. Schon ermatten
Der Tauben Flügel. Sieh', er lechzt nach Blut,
Stürzt aus der Höhe jäh mit Blitzesſchnelle,
Schlägt ſeine Krallen in die junge Brut!
Ein Schrei, ein Flattern; — auf zur Sonnenhelle,
Zum Horſte fliegt er. Hin und wieder
Nur Augenblicke noch flieht auf und nieder
Planlos vor Angſt ein Vogel. — Tiefe Stille, —
Der Wellen leiſe Melodie, das Summen
Der Bienen und das Zirpen einer Grille
Die einz'gen Töne nach des Schrei's Verſtummen.

Ein Leben weniger iſt in der Welt.
Die Räder der Maſchine gehen weiter.
Zehn And're ſtehen auf, wenn Einer fällt,
Nach Thränen wird des Menſchen Antlitz heiter. —
Und doch! Und doch! Ach es iſt traurig-wahr:
Was fragſt Du, eh'rnes Schickſal, Du Barbar,
Nach Recht und Liebe, wenn bei dem Zermalmen
Durch Deinen Schritt, hilflos gleich ſchwachen Halmen,
Fragend der Menſch ſein Aug' nach oben richtet?
Wenn einer Taube Sein der Aar vernichtet?

3.

Ein Schwarm von luſt'gen Gäſten iſt jetzt da;
Kurt hat ein Dutzend mitgebracht. Mit Schalle
Füllen ſie aus das Haus, das Thal, die Halle,
Die niemals ſolch' ein Treiben früher ſah.
Doch nicht zu wild. Kurt hält in guter Zucht,
Wer allzuſehr ſich auszutollen ſucht.
Auch Joſef war dabei, wenn auch gezwungen,
Es hatte Kurt ein Ja ihm abgerungen.
Der war der Mutter, Veſi gegenüber
Zuerſt von ruhiger, feiner Freundlichkeit,
Dann ging er nach und nach aus ſich heraus,
Er ſah, mit jeder Stunde ward er lieber
Den Frauen. Rang und die vornehme Art
Verſchaffte ihm den Vorzug zum Voraus.
Aus ſeinen Worten ſprach die Achtung zart,
Aus ſeinen Mienen die Bewunderung
Der Schönheit Veſis. Seine Schmeichelei
Nahm Veſis Mutter vollends für ihn ein.
Und wirklich, echt war Kurts Begeiſterung
Für Veſi, keine plumpe Heuchelei.
Als er zum erſten Mal ihr Auge ſchaute,
In dem des Himmels ſel'ge Reinheit blaute,
Da ſah er Joſefs Bild lebendig vor ſich ſteh'n,
In Fleiſch und Blut, zum Niederknien ſchön,
Den Zauber größer, als der Pinſel malte.

Kein Sterblicher, und wenn er noch ſo prahlte,
Schafft nach das Wunder wahrer Frauenſchöne,
Macht ſie lebendig in der Farben Töne.
Ich ſtand vor Raphael's Wunderwerken,
Vor Hella's Marmorbüſten in Entzücken;
Wie ſchön und todt! Es muß dem Stoff mißglücken
Der holde Reiz, der, ach! vergeht in Särgen.

Es gibt wohl Eine Schönheit aller Zeiten,
Doch Arten gibt es viele auszufinden;
Wer mag, kann über dieſe Frage ſtreiten
Und großer, wilder Schönheit Kränze winden.
Die ſanfte Schönheit Veſis, die verhalt'ne Gluth,
Die dem Beglückten einzig quellen kann,
In heiße Wallung brachte ſie Kurts Blut;
Er fühlte, daß er nimmermehr entrann
Dem Bild, an dem ſein Aug' ſich durfte laben,
Und das nun in ſein Herz war eingegraben.

Mit Schrecken ſah Joſef Veſi entflammen
— Die Eiferſucht ſieht ſcharf und findet ſchnell,
Statt Lethe ſucht ſie neuer Leiden Quell —
Für Kurt; in Leidenſchaft ſchlugen zuſammen
Die Feuer, die in beiden Seelen lohten
Und Beide mit dem Untergang bedrohten
Die Andern ſahen nichts. Der Künſtler Späſſe,
Galanterien, ließen Veſi kalt.
Kam Kurt, flog tiefe Röthe oder Bläſſe
Ueber ihr Antlitz, wo ſich Freude malt'.
Am erſten Abend, ſchon nach wenig Stunden
Hat Kurt die rechte Art herausgefunden,
Sich ihr zu nähern und ſie zu entzünden.
Dem reinen Herzen, einſam, voll Vertrauen,
Dem Engel droht Gefahr aus Höllenſchlünden.
— Die Damen, die man hüten muß aus Gründen,
Die Frau'n von Welt, Coquetten, dieſe Schlauen,
Verdirbt kein Mann. —

Am nächſten Tage golden
Glänzte der See, das Thal; die Künſtler holten
Zu einer Waſſerfahrt Veſi. Wie leicht
Gleiten die Kähne über's Waſſer hin;
Guirlanden, Kränze, Zweige ſchmückten grün
Sie ringsum, bis wohin das Waſſer reicht.

O, eine ſolche Fahrt war ihr noch neu!
Und regt ſich auch die jungfräuliche Scheu,
So war ja Joſef da, ihr alter Freund;
Doch deſſen Stirne düſter ihr erſcheint.
Warum? Weil ſie ſich freut? Das wundert ſie.
Sie ſchwamm in Wonne. So ſchön war's noch nie!

Sie ſah auf Kurt, der froh am Steuer ſaß,
Leuchtenden Auges lächelnd Veſt maß.
Als ihre Augen ſich begegnen, da
Zog ihr's ſo ſelig durch die Bruſt, ſo nah
Dem Herrlichen zu ſein! Doch bald ſchlug nieder
Sie vor dem Gluthenblick die Augenlider.
„Ein Lied, Cam'raden!" ruft Kurt, und es klingt
Aus voller Bruſt ein Schifferlied, das weiter,
Ueber den See, das Thal, bis auf den Fels ſich ſchwingt,
Und Sang um Sang hallt an den Bergen wieder;
Höher und ſtärker ſchlug ihr Herz an's Mieder,
Ja endlich ſang ſie ſelber mit; erſt leiſe,
Als Kurt anſtimmte eine Volksweiſe,
Dann lauter, endlich, wie Kurt, vollen Klanges,
Sie fanden ſich auf Flügeln des Geſanges.

Am Abend gab's ein kleines Gartenfeſt;
Es ſchien ihr wunderbar. Als man ſich trennte,
Stammelt ſie Kurt den Dank, der innig-feſt
Sie anſah bei dem langen Druck der Hände.
Lang floh der Schlaf ſie dieſe Sommernacht;
Mit Thränen in den Augen ſie erwacht'.

* * *

Am nächſten Tage ſtieg der Schwarm zu Berg.
Veſt blieb da, es gab viel Tagewerk.
In aller Arbeit aber ſah ſie ihn,
Von dem ihr Glück und Lenzeswonne ſchien.
Und oft ſie ſeine weiche Stimme hört,
Dem ſie mit Leib und Seele ſchon gehört.

Die Mutter blind, merkt nichts von der Gefahr,
Und Vesi ſchweigt. Sie ahnte wohl, es war
Der Mutter Wunſch auf Joſef hin gerichtet;
Auf Kurt wär' deren Einfalt nie gekommen,
Die nicht bemerkt, was Vesis Herz ſich dichtet.

Kurt fehlt den Frau'n. Die Sonne iſt verglommen.
„Wo ſie jetzt weilen?“ O, ein thöricht Fragen,
Wo man das Herz in Sehnſucht ſchon hört ſchlagen!

Spät in der Nacht ſind ſie zurückgekehrt,
Sie geh'n zu Bette; Kurt und Joſef theilen
Ein Zimmer. Doch noch etwas zu verweilen
In ſchöner Mondnacht, ſtill und ungeſtört,
Geht Kurt zum See, den heißen Kopf zu kühlen.

Dort ſchimmert Licht, und Vesi ſteht am Fenſter
Erwartend da. Er muß es ſeh'n und fühlen.
„Gut Nacht“! — „Gut Nacht!“ Wie Gruß zweier Geſpenſter. —
Und eine Blume fällt, mit einem Kuß
Bedeckt ſie Kurt; dann murmelt er: „Ich muß,
Ich kann nicht anders; Vesi, ſchönes Lieb,
Und wenn man mich in tauſend Stücke hieb,
Mein mußt du ſein,“ trotzig die Lippen beben.
„Und koſtet's mich dein eignes und mein Leben;
Ich muß den ſüßen Lilienleib genießen,
Müßt' ich mit Teufeln ringen und mit Rieſen!“

In tiefer Nacht ſtand Joſef auf und ging
Zu Kurt. Der lag vom Mondenſchein umfloſſen;
Die Lippen waren trotzig ihm geſchloſſen,
Der Traumgott ſchwer den Schlafenden umfing.
Und traurig ſah Joſef den Schläfer an,
Der ihm das herbſte Leid hat angethan.

Doch plötzlich wuthenstellt hob er die Rechte,
Ihn zu erwürgen; Doch des Himmels Mächte
Siegten. Er kehrt zurück und sinkt auf's Kissen,
Weint still und läßt sein Leid den Himmel wissen.

Es steht die Sonne hoch am Firmamente,
Allein mit Vesi ist Josef im Garten,
Der weit sich hinzieht an des Sees Gelände.
Josef ist zaghaft, linkisch, und will warten,
Bis Vesi spricht. Endlich ermannt er sich.
„Komm, Vesi, in die Laube, setze dich
Zur Seite, wie wir früher oft gesessen,
Eh' Dir ein böser Wurm das Herz zerfressen."

Sie folgt ihm zitternd nach. „Nicht viele Worte,"
Sagt zaudernd Josef, „hab ich je gesprochen,
Doch heut entscheidet sich Dein Glück und meines.
Du schließ'st uns zu und auf die einz'ge Pforte
Der Rettung." Vesi weint. Die Herzen pochen
Laut. Josef fährt fort: „Höre, Vesi, Eines:
Willst Du — mein Weib sein?" Keine Antwort. — „Höre!
Willst Du mein Weib sein? Vesi, ich beschwöre
Dich jetzt; sag' Nein, sag' Ja." — „Ach Gott, ich kann nicht,
Und wenn mir blutend jetzt das Herze bricht.
Josef, den Bruder hab ich stets in Dir geseh'n,
Laß es so bleiben! O, nicht auseinandergehn
Laß uns in Trennung! Fordere nicht mehr!"
„Ich warne Dich vor ihm!" „Ja, ist nicht er
Dein Freund?" „Er war's; jetzt aber wünschte ich,
Ich hätte Dich und ihn niemals geseh'n."
Todtbleich stand Josef da. „Es ist geschehn; —
Gott sei Dir gnädig und behüte Dich!
Leb wohl, Vesi!" Er hielt sich an der Lehne
Vor Schmerz, und in den Sand fiel Thrän' auf Thräne.

* * *

Im Dorf war Joſef. Wie mit Zauberbanden
Zog Kurt ſich Veſi nach. Und Beide fanden
Die Bank abſeits, am See lieblich gelegen;
Die Ausſicht ſchon muß das Gemüth bewegen.
Kurt ſetzte ſich, zog Veſi zu ſich hin,
Es flimmerte ihr Auge, ſchwand ihr Sinn;
Von ſtarken Armen fühlt ſie ſich umfaßt,
Auf ihren Lippen ſeine Küſſe brennen,
Die Pulſe fliegen und ihr Herzblut raſt,
Und ſchmeichelnd hört ſie ihren Namen nennen.
Sie kann nicht anders, an des Mannes Bruſt
Ausſtrömt ſie all ihr Weh, all ihre Luſt;
Sie küßt ihn, will den theuren Mann umklammern,
Es jauchzt ihr Herz und möchte zugleich jammern.

Nur einen Augenblick denkt ſie der Mutter, —
Dann iſt vergeſſen, was zurück ſie hält;
Sie fürchtet nicht die Hölle, nicht die Welt.
Sein Blick, unheimlich-ſchön, — ſo ruht er
Auf ihrem edlen Haupt. „Nun biſt Du mein,
Du ſchönes Lieb, und keine Macht ſoll wagen,
Dich mir zu nehmen.“ Veſi ſtammelt: „Dein
Bin ich, Geliebter, Dein mit Leib und Seele;
Ich einfach, armes Kind; fang mit mir an,
Was Dir beliebt, und leicht will ich ertragen,
Was Du verlangſt. Mach mich zu Deiner Magd:
Ich will Dir folgen, heißgeliebter Mann,
Als Deine Dienerin, die niemals klagt.“
„Willſt Du mir folgen?“ „Ja, ich will mit Dir!“
„Nun gut, mein Lieb'; s'iſt heute Vollmondsnacht,
Wir müſſen ſie benützen, flieh'n von hier,
Und über Berg ſein, bis das Haus erwacht.
Die nächſte Bahn am Morgen wir erreichen,
Dann geht's zum Rhein, den Vater zu erweichen.“
„Den Vater?“ „Ja, mein Lieb, wenn der Dich ſieht,
Beſänftigt ſich gewiß ſein ſtarr Gemüth.“

So täuſcht' ſich ſelbſt und Beſi Kurt mit Worten,
War es ihm Ernſt? Wollt er ihr Glück nur morden?
Gott weiß es. — „Heute Nacht, nach dem Bankett,
Geh ich hinweg, als ginge ich zu Bett.
Bleib wach! Um zwei Uhr halte Dich bereit!
Noch einen Kuß! Leb' wohl! s'iſt Scheidenszeit!"

4.

Kurt gab am Abend ein Bankett; Es floß
Der Wein; Die Freunde wollten voll genießen
Die Luſt der Jugend. Aller Feſſeln los,
War heut ihr Freiheitsdrang im Ueberfließen.
Noch morgen wollten ſie am See hier ſäumen,
Dann galt's den Abſchied dieſen trauten Räumen.

Was iſt ſo toll, ſo aufgeregt heut Kurt?
Bezaubernd, liebenswürdig mehr denn je?
Er, der doch ſonſt, wenn's ihm zu bunt wird, murrt?
Die Haſt, der Augen Flackern, wie ein Weh
Ueber ſein Antlitz zieht's in ſchnellen Zügen; —
Will ſich ſein Herz dem Fluchtplan nicht mehr fügen?

Oft ſpringt er auf, ſieht Joſef an; dann ſchweift
Irrend ſein Blick zu Beſi. Krampfhaft greift
Die Hand den Becher, um ſich Muth zu trinken,
Im Weine das Gewiſſen zu betäuben,
Und zu bekämpfen das noch leiſe Sträuben.
Wie eine Wolke ſteht's auf Joſefs Stirne;
Wuth kocht in ſeiner Bruſt, in ſeinem Hirn
Herrſcht Wahnſinn. Bald vor Beſi möcht' er ſinken,
Sie fortzieh'n mit Gewalt; dann wieder ſtürzen
Auf Kurt, in deſſen Blut die Qualen kürzen.

Und Beſi kämpft den größten Kampf der Seele;
Ob zwiſchen Pflicht und Leidenſchaft ſie wähle.

Ach, tief ſchon war in Sünde ſie verſtrickt,
Seitdem ſie ein Geheimniß in ſich barg!
Der Fluch der Einen That den Willen knickt.
Wohl beſſer ihr, ſie läge rein im Sarg,
Als ſich's geſteh'n: Die Unſchuld iſt verloren
An den, den deine Liebe hat erkoren.
Sie kann nicht mehr zurück, die Feſſeln zogen
Sich eng um ſie, wenn ſie ſich ſtöhnend wand.
Verſchloſſen war der Mund, der nie gelogen.
Fremd war die Mutter ihr, das Haus, das Band
Der Heimat, wenn ſie auf den Liebſten ſah,
So fern' ihr noch und doch dem Herzen nah!

Kurt liebte ſie in ſeiner Art; verderben
Wollt' er ſie nicht, doch ſeine Selbſtſucht dachte
Nur an Genuß und nicht an treues Werben.
Und wie's die Zukunft ihr und ihm dann brachte,
So nahm er's an. Wenn ſeine Augen fielen
Frohlockend auf ſein Lieb, da dacht' er nicht,
Daß ſie, geboren für der Sonne Licht,
Das fürchterlichſte Spiel des Lebens ſpielen.

„Sing' uns ein Lied, Kurt!" rief es aus dem Kreis,
„Das Du gedichtet haſt, dem Wein zum Preis!"
Noch will er nicht. Da ſieht ihn Veſt an.
Der Dämon packt ihn, jetzt gerad zu ſingen,
Was ihr Gehirn nur noch mehr reizen kann
Ohne die kleinſte Ruhe ihr zu bringen:

Du feuriges, blaues Augenpaar,
Du ſtrahlſt mir als Sonne im Leben!
Du roſiger Mund gehörſt mir gar,
Wenn unſere Küſſe erbeben.

Und die Kunſt, die herrliche Göttergluth,
Sie macht mich ſchönheitstrunken!
Und bei der Traube köſtlichem Blut
Sprüh'n mir des Geiſtes Funken.

Das Schönſte, ein blühender warmer Leib —
Wer will mir die Liebe wehren?
Es lebe die Kunſt, der Wein und das Weib!
Auf! laßt uns die Becher leeren!

In donnerndem Refrain das Lied ausklingt.
Bravo! Die Gläſer klingen hell. Man trinkt
Auf's Wohl des Sängers. Doch verſchwunden
Iſt plötzlich Joſef; der iſt fortgeſtürzt
Beim Liede Kurts. Die Frauen ſah'n beſtürzt
Forteilen ihn. Den Andern fällt's nicht auf,
Sie kennen das und laſſen ihm den Lauf.

Schließlich ward das Bankett zum Bacchanal.
Die Frauen geh'n; auch Kurt verläßt den Saal,
Geſang erſchallt noch kurze Zeit, dann ſcheint
Auf's ſtille Haus der Mond, heimlicher Liebe Freund.

5.

Es graut der Tag. Weißliche Nebel zieh'n
Hin über Thal und See. Horch! Welch ein Schrei!
Ein kurzer Lärm! Jetzt iſt er ſchon vorbei.
Was war's? Wer hat ſo gellend aufgeſchrien?

Nach drei Uhr war Joſeph zurückgekehrt.
Die Menſchen floh ſein Schmerz; d'rum ungeſtört
Wollt' er im Freien ſein mit ſich allein.
Die Mutter ſollte morgen Alles wiſſen,
Dann litt er keine ſolche Seelenpein;
Veſi zu retten hieß ihn ſein Gewiſſen,
Kurt ſollte Rede ſteh'n noch dieſe Nacht,
Ob morgen er vor aller Welt erkläre
Veſi als Braut, daß rein blieb ihre Ehre.
Wo nicht, ſo müſſe Einer ſterben. Sacht
Trat er in's Haus, in's Zimmer. Alles leer!

Kurt fort! Er klopft der Mutter. Ein Verdacht
Furchtbar steigt in ihm auf. — Vesi ist fort!
Ein Schrei bringt aus der Mutter Brust. „Kein Wort,
Um Gottes willen, Mutter!“ Ein Gewehr
Reißt von der nächsten Wand Josef. „Dein Kind
Und meine Schwester will ich wieder bringen.“
Er stürmt hinab, getragen wie vom Wind,
Stürzt an den See, löst los sich einen Kahn:
Der andre fehlt! Dann, wie von Sturmesschwingen
Gedrängt, durchschneidet er die Wasserbahn,
In zehn Minuten drüben an der Bucht!
Dort liegt Kurt's Kahn, das Ruder schimmert helle
Und ist noch feucht; nicht weit sind sie voraus.
Empor und über Felsen bis zur Schlucht
Stürmt Josef, über die ein Bretterſteg
Gelegt ist. Dann ist leicht der weit're Weg.
Dort sind sie. „Schurke, halt!“ so donnert's laut,
Daß Kurt es vor des Feindes Stimme graut.
Sie taumeln. „Fort, hinüber über'n Steg!
Ich brech ihn ab und frei steht uns der Weg!“
Doch schnell durchschaut ihn Josef, er legt an,
„Steh' Schurke! sonst ist es um Dich gethan!
Vesi sieht die Gefahr; um Kurt zu schützen,
Deckt sie ihn mit dem Leib. Ein Blitzen,
Ein Schuß von sich'rer Hand, ein Knall
Weckt donnerlaut der Berge Wiederhall.
Ein fürchterlicher Fluch! Ein Satz! Verschwunden
Ist Kurt jenseits der Schlucht; der Steg liegt drunten

In ihrem Blute liegt Vesi. Vergebens
Will Josef dämmen ihren Strom des Lebens;
Er trägt sie in den Kahn und fährt zurück,
Mit ihrem Herzblut schwindet ihm sein Glück.
Er trägt sie in das Haus. Die Mutter fällt
An Vesis blutbeströmten Körper nieder.

Und Vesi lächelt, hebt die Augenlieder,
„Verzeiht, reicht mir die Hände!“ — Es erhellt
Noch einmal sich ihr schönes Auge mild,
Ein Zittern, dann ist todt der Engel Ebenbild.

Gesühnt ist ihre Schuld; sie hat jetzt Frieden
Vor allem Sturm, vor Sündenschuld hienieden.
Der Berge Purpurglüh'n, der Sonne Gold
Spiegelt sich ab auf ihrem Antlitz hold;
Am frühen Tag, rein wie der Sonne Prangen,
Ist sie als Kind zur Heimat eingegangen.

* * *

Zerstoben ist der Gäste lauter Schwarm;
Gemieden wird ein Haus voll Leid und Harm,
Die Mutter starrt gleichgiltig vor sich hin,
Gebrochen ist ihr Geist, gestört ihr Sinn.

Ruhlos flieht Kurt, gepeitscht von Land zu Land,
Das Kainsmal der Stirne eingebrannt.
Und Josef, der im hitz'gen Fieber raste,
In wilden Phantasien sich Mörder nannte,
Als Henker Vesis sich ansah und haßte,
Genaß nur schwer; das Haar war ihm ergraut,
Gebeugt sein Gang, hohl seiner Stimme Laut.
Er blieb bei Vesis Mutter; Langsam nur
Erstarkte er in schöner Bergnatur.

Treu blieb der Jünger seiner Kunst, denn sie
Bot ihm Ersatz für das, was ihm genommen.
In ihr fand er allein noch Harmonie,
Nachdem des Lebens Sonne ihm verglommen.
Er kennt die Welt, die Freiheit und die Haft,
Den Fluch der Erde, wo die Leidenschaft
Grausig zerstört des Menschen Glück und Kraft.

An Befis Grab weilt er gern und lange;
Kein Flecken ſtört ihm die Erinnerung;
Vergeſſen iſt die Schuld im Läut'rungsgange;
Ihr Bild bleibt heilig ihm und ewig jung;
Heilig die Stätte ihm, wo ſie geträumt
Ihr kurzes Glück, ſo bald vom Tod umſäumt,
Wo er ſie vor dem Abgrund treu gewarnt
Und ihr ſein ehrlich Herz anbot mit Pochen,
Wo von dem Dämon war ihr Sinn umgarnt
Und dann bethört ihr liebend Herz gebrochen.

Lethe.

Eine Künstler-Novellette von Clara Laudien

in Königsberg.

Es ist Herbst geworden. Ich sitze an meinem Schreibtisch, in dem kleinen, kahl möblirten Zimmer, dessen einziger Reiz die Aussicht auf die nun schon entlaubten Räume eines großen Gartens ist. Ich habe die Feder bereits weggelegt, da die Dämmerung einbricht. Sie kommt heute schnell, ohne die bläulichen duftigen Schatten, die ihr in der warmen Jahreszeit voranschreiten; sie kommt mit einem schweren, kalten Grau, das die Dinge um mich nicht leicht verschleiert, sondern sie einhüllt und unkenntlich macht. Dazu erhebt sich der Wind, der sich am Tage beruhigt hatte, und fährt in die nebelumhüllten Aeste der Bäume, die sich dann gegen einander neigen und auseinander fahren, wie gespensterhafte Gestalten, denen das leise Sausen und Pfeifen in der Luft Stimmen gibt . . .

Da läßt es sich gut von Sommer und Sonne träumen, von schönen Tagen, die in traulicher Gesellig-

keit mit gleichgestimmten Menschen und in anregendem Wechsel vergangen sind. Da ist es an der Zeit, sich zu vergegenwärtigen, was diese Sommertage brachten, und ich schließe die Augen und ich lasse Alles an mir vorüberziehen, bevölkere mein kleines Tusculum mit den mir angenehm gewesenen, bedeutenden und liebenswürdigen Gestalten, fange hier einen klugen, verständnißvollen Blick aus lieben Augen auf und höre mit doppeltem Behagen durch das Sausen und Pfeifen draußen einzelne Worte, die im Gedächtniß geschlummert haben, ganze Gespräche, heiteres Lachen und einen schmerzlich bitteren Ton, der mir in der Erinnerung wie heftiges Weinen klingt.

Und da will ich euch doch festhalten, ihr durcheinander irrenden Vorstellungen, ihr träumenden Erinnerungen. Das Leben geht so schnell und bringt so viel des Neuen, daß manches Alte darüber verloren geht. Ich will die kleine Episode aus meiner Sommerfrische in einen Rahmen fügen, so lange sie eben noch neu ist, damit sie später einmal mir recht lebendig vor der Seele steht, umwoben von Junisonnenglanz und Vollmondschein, von Freundschaft, Poesie, Musik und Allem, was das Leben verschönt und verklärt; so daß man an den kommenden Herbstwind, der dem scheidenden Sommer mitleidslos alles Blühende entreißen wird, noch nicht zu glauben vermag, und nur lebt, träumt und genießt.

Vor wenigen Monaten war es. Um die Zeit, in der es am schönsten auf dieser Erde ist, in der die jungen Rosen blühen, Liebeslieder aus jedem Busche

tönen, in der geheimnißvolles Wehen durch die Natur zieht, und im Menſchenherzen träumeriſche Glücksſehnſucht weckt, oder banges Sehnen nach Vergangenem .....

Wir ſaßen Alle beiſammen in dem großen Salon unſeres Gaſtfreundes, eine bunt zuſammengewürfelte kleine Geſellſchaft, die der Hausherr theils auf Reiſen, theils auf Ausſtellungen oder wo ſonſt Künſtler anzutreffen ſind, kennen gelernt und, nachdem er einen günſtigen Eindruck von ihnen empfangen, für einige Sommerwochen in ſein ſchönes, vornehmes buen retiro eingeladen hatte.

Bruno Hartwich, unſer Wirth, war einer jener Menſchen, die, ohne ſelbſt nach einer Seite hin hervorragend begabt zu ſein, doch unwillkührlich Alles anziehen, was über dem Mittelmäßigkeitsniveau zu ſtehen glaubt. Er hatte ohne eigene Productivität den ſchärfſten Blick für alles harmoniſch Schöne, für das echt Künſtleriſche nach jeder Richtung, er war liebenswürdig und vornehm in ſeiner Art anzuerkennen oder zu tadeln — und er beſaß die pecuniären Mittel, ſeine Meinung zur Geltung zu bringen — kurz er war einer jener heute immer ſeltener werdenden Mäcene von dem einſt glänzenden Stamme der Medici. Natürlich galt es unter den jüngeren Künſtlern für eine Auszeichnung, von ihm bemerkt zu werden, und die Wenigen, die er abwechſelnd — nie mehrmals — für die Sommerwochen nach ſeinem ſchön gelegenen Gut einlud, wurden vielfach beneidet.

Auch ich ſchätzte mich glücklich, als ich eine ſolche Aufforderung erhielt, und die köſtliche Zeit, die ich

dann dort verlebte, entſprach vollkommen meinen hochgeſpannten Erwartungen.

Eine heitere Geſelligkeit herrſchte in dem Hartwich'ſchen Hauſe; was die Umgegend an liebenswürdigen klugen Männern, ſchönen und geſcheiten Frauen und Mädchen aufzuweiſen hatte, verſammelte ſich oft darin. Da gab dann Jeder das Beſte, was er hatte, und es ſchien faſt, als ob die künſtleriſch ſchöne Umgebung in Geiſt und Gemüth Blüthen erweckte, die eben nur in voller Harmonie des Daſeins zu rechtem Gedeihen kommen. Dazu dieſer prächtige, normale Menſch, Hartwich, in deſſen Geſellſchaft das Große und Gute in den verſchiedenſten Naturen wie von ſelbſt zum Vorſchein kam, dazu ſeine Gattin!

Ja, dieſe Gattin . . Maler und Bildhauer ſchwärmten für ſie, Muſiker und Dichter fanden neue Töne und Worte im Umgange mit ihr, — ich, ein armer, kleiner Poet, mit vielleicht nüchternen Anſchauungen und nicht leicht beſtechlicher Phantaſie, ich ſah in ihr nur eine ſehr intereſſante, ſehr verwöhnte Dame, deren durchgeiſtigtes Geſicht vollkommen geweſen wäre, ohne die Unruhe und Zerſtreutheit, die einen leichten Schleier über ſeine urſprünglich faſt ideale Schönheit gezogen haben mußten.

Einmal ſah ich dieſen Schleier weichen, als nämlich Herr Meihoff, dieſer merkwürdige, originelle Muſiker, äußerte, daß er ſich ſeit Jahren nicht ſo wohl gefühlt habe, als hier in den letzten Wochen. Ich war erſtaunt über den liebreizenden, dankbaren Ausdruck in den Zügen der ſchönen, ſonſt ſo ſelbſtbewußten Frau,

umſo mehr, als Meihoff ihr in keiner Weiſe entgegenkam, im Gegentheil ſie ebenſo ſchroff behandelte, wie uns andere. Und er konnte darin recht weit gehen, der alte Herr, ſo weit, daß beinahe die ſchöne Stimmung in unſerem kleinen Kreiſe geſtört worden wäre, als er eines Tages in wegwerfendſter Weiſe über die Kunſtbeſtrebungen von heutzutage ſprach, was wir drei anderen Gäſte als deren Vertreter uns nicht recht gefallen laſſen wollten.

Da war in erſter Reihe unſer Apelles, Lothar Ranitz, der doch ſchon etwas geleiſtet hatte, deſſen „Ende vom Lied", ein wunderbar ſchön gemaltes Bild, geradezu Senſation erregt hatte, da war Bergmann, der junge Architekt, der eben einen erſten Preis errungen, von meiner beſcheidenen, ſchriftſtellernden Wenigkeit nicht zu reden. Jedenfalls aber ſuchte Herr Meihoff uns ſo energiſch von der Nutzloſigkeit unſeres künſtleriſchen Daſeins zu überzeugen, daß wir wohl heftig entgegnet hätten, wenn unſer Wirth nicht ein begütigendes Wort geſprochen und uns dann Manches von dem Alten erzählt hätte, was uns von da ab verſöhnlicher gegen ſeine Schrullen ſtimmte.

In der Jugend ein ungewöhnlich und vielſeitig begabter und gebildeter Menſch, hatte er ſich durch politiſche Parteinahme um ſeine Carrière gebracht und war jahraus jahrein Gymnaſiallehrer in einem kleinen Städtchen geblieben, ohne nur einen Schritt vorwärts zu kommen. Das hatte er allmälig überwunden und ſich ganz ſeiner geliebten Muſik hingegeben, von einem völligen Aufgehen in ſeiner Wagner-Begeiſterung indeß

liebevoll zurückgehalten durch eine Frau, die er vergötterte. Als er sie plötzlich verlor, war er halb wahnsinnig geworden, hatte sich dann aber mit dem ganzen Enthusiasmus seiner leidenschaftlichen Natur der Erziehung seines einzigen Sohnes zugewendet, von dem er unzertrennlich war und der sich unter seiner Leitung zu einem hochbedeutenden, aber ebenso excentrischen und nervösen Menschen entwickelte.

Ein glänzendes Leben hatte vor dem jungen, vielversprechenden Manne gelegen, der seine Studien bereits absolvirt hatte und Sanscrit docirte. Und dieser junge Mann hatte plötzlich auf einem Ferienaufenthalte sich erschossen, ohne das man jemals den wahren Grund erfahren, nach dem heitersten Abschiede von seinem mit fanatischer Liebe an ihm hängenden Vater.

Der war durch diesen furchtbaren Schlag vollständig geknickt, man hatte ihn geistig und körperlich aufgegeben, als er sich zum allgemeinen Erstaunen doch wieder erholte und in alter Weise fortlebte. Nur in seinem Wagner-Cultus war er mehr und mehr aufgegangen, hatte darüber sein Amt zuletzt ganz vernachlässigt und sich in einen verschrobenen Fanatismus hineingelebt, der zu den schroffsten Conflicten mit seinen Vorgesetzten und schließlich zu seiner plötzlichen Amtsentlassung geführt hatte.

Als Stifter der Studentenverbindung, der auch Hartwich angehört, wurde er eine Zeitlang von dieser gehalten und zuletzt vor einigen Wochen auf Zureden seiner Frau, wie uns Hartwich erzählte, welche die Geschichte des alten Herrn tief gerührt hatte, von ihm,

Hartwich, zu einem ständigen Aufenthalte in seinem Hause überredet ....

So hatte uns Hartwich berichtet, und da wir Alle noch jung waren und mit verfehlten Existenzen das naive Mitleid der erwartungsvollen Jugend empfanden, nahmen wir seither die Ausfälle des Alten hin, wenn auch nicht mit der rührenden Geduld der Frau Maria Hartwich.

Er war im Ganzen ein recht merkwürdiger Mann, dieser Herr Meihoff, und man fühlte etwas Erhabenes an ihm heraus, trotz der Absonderlichkeit seiner äußeren Erscheinung. Sein spärliches Haar war fast weiß, das Gesicht runzlich, die Haltung gebeugt. Er erinnerte an des großen Friedrichs Todtenmaske, wenn er, wie es seine Gewohnheit war, mitten im lebhaften Sprechen die Augen schloß. Oeffnete er sie plötzlich, strahlten Begeisterung, Genie und Jugend daraus. Ja, Jugend, ich kann es nicht anders sagen, und jugendlich klar, kräftig und rein war auch seine Stimme, eine von denen, die man ihres Wollautes halber gerne hört, oft auch, ohne auf die Worte zu achten. Merkwürdig häßlich dagegen war sein Mund, schmallippig und eigenthümlich gespannt durch einen Zug, der den Bildern alter Fanatiker eigen ist ....

Ich betrachtete ihn heute wieder mit demselben Interesse wie schon oft, während er uns mit meisterhafter Technik und raffinirtem Vortrag den dritten Act aus „Tristan und Isolde" spielte. Und dann sang er jenes verzweiflungsvolle Todeslied Tristan's, das auf der Scene das Blut erstarren macht.

Ich hatte ein, allerdings nur halb eingeſtandenes Vorurtheil gegen Herrn Meihoff, ich wollte es lächerlich finden, wie der häßliche, kleine, alte Mann mit dem denkbar größten Aufwand von Gefühl nach der vielgeliebten Iſolde rief. Eine fahle Röthe kam und ging dabei auf ſeinem Geſicht, die Pulsadern an den Schläfen zuckten ſichtbar, er verzerrte ſogar den Mund, aber aus ſeiner Stimme ſprach und aus ſeinen Augen leuchtete all' die fieberhafte Todesangſt und Erwartung des ſterbenden Helden — und ich wie die beiden Anderen, wir vergaßen unſer Vorurtheil, vergaßen die kühle Kritik, mit der wir im Anfange wohlgefällig zugehört, vergaßen Zeit, Ort und Darſteller und ließen die Allgewalt dieſes Nothſchreies der kämpfenden Seele mit zwingender Macht auf uns wirken.

Am meiſten war Frau Hartwich ergriffen, daß heißt nach dem Muſiker ſelbſt, der, unbewußt unſerer Gegenwart, wie verzückt in's Weite ſah und erſchrocken zuſammenfuhr, als Frau Hartwich das Wort an ihn richtete:

„Sie ſind ein beneidenswerther Mann, Herr Meihoff," ſagte ſie, „Sie haben in Ihrer Kunſt ein unſchätzbares Gegengewicht gegen alle Widerwärtigkeiten und Trübſale des Lebens, eine . . ."

Meihoff unterbrach ſie, er wußte es wohl kaum, er hatte nur einige Worte gehört, die Anklang in ſeiner Seele fanden.

„Ja," ſagte er, vor ſich hinlächelnd, trotz ſeiner formalen Häßlichkeit träumeriſch wie ein Antinous, „ſie iſt nicht verſiegt, die alte Quelle Lethe wie jene

andere, aus der die Dichter ſich ehemals Begeiſterung tranken. Auch heute noch betäubt ſie Glück und Schmerz des Erdendaſeins und führt in das wahre Elyſium des Gefühls und der echten Kunſt, der dramatiſchen nämlich, die ein Gottbegnadeter aus dem Lande des Ideals zu uns gebracht hat . . .

„In bitterſter Verzweiflung hätte ich vergehen müſſen, denn mir war Alles genommen, woran mein Herz hing. Das Schwerſte traf mich, ich ſah die Knospe, die ich mühſam gehegt, von jähem Sturm geknickt, und es war Jammer und Nacht um mich. Da weckte mich in einer dunklen Stunde ein Tönen aus Triſtan, der göttlichſten Liebestragödie, die je geſungen, zu der Erkenntniß, daß es noch einen Lethe-ſtrom gäbe, und ich trank, trank aus dem Borne Wagner'ſcher Kunſt, bis mir die wehen Erinnerungen ſchwanden — bis mir das elende Leben hier wie der Wahn erſchien, der es iſt und" — hier hob ſich ſeine Stimme, die bis dahin traumverloren geklungen und er wendete ſich direct an uns — „und Euer ganzes Treiben, Ihr Künſtlerlein, die ihr nicht einmal dieſen Namen verdient, wie die Arbeit an einem Ameiſenbau, den ein Fußtritt dem Staub gleich macht.

„Ihr wißt nichts von Lethe, der göttlichen Quelle, aus der jeder Künſtler getrunken haben muß, um Großes zu leiſten, ja nur zu verſtehen. Ihr ſeid immer nur Ihr ſelbſt und wäret nichts, ohne die Erinnerung an Eure Gefühlchen, Eure Wahnvorſtellung von Glück und dem übrigen erbärmlichen Krimskrams — —"

„Herr, hören Sie auf mit Ihren abſurden, gänz-

lich unmotivirten Reden," unterbrach ihn da zornig der Maler.....

Er war mit Leib und Seele Künstler, er hatte seine Ideale, und sein ganzes Leben war nichts als ein eifriges Mühen und Suchen nach äußeren Mitteln, sie zur Geltung zu bringen. Er vernachlässigte sich selbst dabei ein wenig, vom gesellschaftlichen Standpunkte aus geurtheilt, er konnte mit seiner Meinung nicht gut zurückhalten, er ereiferte sich leicht, wo er unlogisch sprechen hörte, und so nahm er auch heute keine Rücksicht auf die Dame des Hauses, der er doch sonst ein hohes Interesse widmete — „künstlerisch" nannte er es, — naiv und ehrlich wie er war. Er sah nicht ihr blasses, schmerzlich bewegtes Gesicht, nicht ihre abwehrende Bewegung. Jedes auf des Hausherrn Wunsch bisher mühsam unterdrückte Wort an den alten Schwärmer, der allerdings in seiner verletzenden, überhebenden Art uns Alle beständig gereizt hatte, kam zum Ausbruch.

„Künstlerschaft nennen Sie das, was aus einem gebrochenen, echter Empfindungen gar nicht mehr fähigen Gemüth seine Nahrung schöpft? Eine Lethe sollen wir uns suchen, um etwas zu leisten, was die Seelen unserer Mitlebenden erhebt, begeistert, fortträgt? Das ist gesprochen wie ein reproducirender Dilettant oder wie ein Frauenzimmer spricht, das etwas zu vergessen sucht und sich Hals über Kopf der sogenannten Kunst in die Arme wirft.

„Die Kunst, die hohe, göttliche, wie ich sie kenne und anbete, in welcher Gestalt auch sie zu mir spricht,

verlangt vom productiven Künſtler das ganze Mitwirken der Exiſtenz, des perſönlichen Schmerzes wie der Freude, das Einſetzen der ganzen Lebensfriſche, geläutert durch ernſte Moralität, unterſtützt durch unermüdlichen Fleiß, ja durch handwerksmäßige Geſchicklichkeit und Uebung."

„Sie dürfen nicht weiter ſprechen!" fiel da dem Zornigen Frau Maria's heftig erregte Stimme in's Wort.

Sie beugte ſich über den alten Rhapſoden, der ſprachlos mit hilflos ſuchendem Blick uns Alle ſtreifte und dann einmal über das andere „reproducirender Dilettant" — vor ſich hinmurmelte; ſie legte die Hand auf ſeine Schulter und ſprach zu ihm ſo zärtlich wie nie zu ihrem Kinde oder ihrem Gatten.

„Kommen Sie," ſagte ſie, „ich glaube an Ihre Lethe — ich habe ſie lange geſucht, Sie haben ſie mir gezeigt, laſſen Sie die Anderen, ich führe Sie zu Ihrem Pavillon und wir Beide trinken aus dem Quell der Kunſt Ihres hohen Meiſters."

Da ſtanden in des Alten Augen Thränen. Er drückte die Hand der ſchönen Frau und ſagte: „So wie Sie tröſtete mich mein Sohn, wenn ſie mich in der Welt verhöhnten. Sie verſtehen mich und ich danke Ihnen."

Dann ſtand er auf und ſchritt der Thüre zu, ohne uns eines Blickes zu würdigen.

Faſt ebenſo abweiſend folgte ihm unſere Wirthin. Nur in der Thür wendete ſie ſich um und nickte ihrem Gatten mit eigenthümlich befriedigtem Geſicht zu.

Wir saßen einen Augenblick stumm, peinlich berührt durch Frau Marias entschiedene Parteinahme und verstimmt durch die Scene, die so urplötzlich unserer bisherigen heiteren Gemüthlichkeit ein Ende gemacht, am meisten wohl der Maler, der sich nachträglich über seine Heftigkeit ärgerte. Hatte sie ihn doch verleitet, dem direct ausgesprochenen Wunsche Hartwich's, den Alten zu schonen, zuwider zu handeln. In seiner freimüthigen Art sprach er das aus, und betonte seine Bestürzung, Frau Hartwich's Mißfallen erregt zu haben.

Unser Wirth schüttelte den Kopf. „Es wäre mir ja lieb gewesen," sagte er, „wenn sich das Alles hätte vermeiden lassen, aber bei der Verschrobenheit meines alten Seniors und selbstverständlichen jugendlichen Heftigkeit Ihrerseits konnte es kaum anders kommen.

„Ich für meine Person bin durchaus Ihrer Ansicht, ich glaube kaum, daß Meister Wagner beabsichtigte, aus seiner Kunst ein Opiat für schwermuthkranke Seelen zu machen. Ich halte es sogar für eine Entweihung, eine geistige Feigheit und Untüchtigkeit, in ihr ein Berauschungsmittel gegen Schicksalsschläge oder eigene Verschuldungen zu suchen, und sie so gewissermaßen als Gegensatz zu den Interessen des Lebens hinzustellen.

„Die Kunst soll erheben, begeistern, sie soll den Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit harmonisch auszugleichen, nicht ihn zu vergrößern suchen. Sie soll nicht angeborene Fähigkeiten und dem Leben nothwendige Vorstellungen vernichten, sondern sie veredeln und maßvoll in einander abzustimmen streben. . . .

„Ich weiß es, so fassen sie alle Ihre Aufgaben auf Ihren verschiedenen Gebieten auf, und das ist es wohl, was uns zusammengeführt hat. Jene heute so groß gewordene Gemeinschaft, die ihre Werke auf Systemen negirender Philosophie erbaut, entbehrt in meinen Augen, abgesehen von meinen entgegengesetzten Ansichten, einer gewissen Zweckmäßigkeit, die doch die Kunst zu verfolgen hat. . . . .

„Doch ich gerathe in meinen alten Fehler, ich breite mich, Gleichgesinnten gegenüber, zu sehr aus und gehe in's Allgemeine, wo noch das Nächstliegende nicht erörtert ist.

Sie sprachen von meiner Frau, lieber Ranitz, nun, romantisch und empfänglich wie sie ist, scheint sie mir auf dem besten Wege, sich von dem Alten, für den sie eine große Vorliebe gefaßt hat, in seinen Lethecult aufnehmen zu lassen. Ich muß da leider einen Damm ziehen und gleich die Vorbereitungen dazu treffen. Guten Abend für heute und lassen Sie sich Ihre Heiterkeit nicht trüben. Morgen ist alles geordnet."

Damit verließ er uns. — —

Wir traten hinaus.

Es war ein köstlicher Abend, die Mondstrahlen huschten über die schlanken Leiber der alten Olympier, mit denen unser Gastfreund seinen Garten bevölkert hatte; in den Büschen sang die Nachtigall, und Leuchtkäfer glühten aus dem dunklen Grün . . . Es war so schön — und wir waren so traurig.

Mir that das Herz weh im Gedanken an den alten Mann, der drüben in seinem Pavillon den Vergessen-

heitstrank in den berückenden Klängen der Walküre ſuchte: meine beiden jüngeren Cameraden dachten, glaube ich, der ſchönen Frau, deren Zauber Beide ſich nicht hatten entziehen können, denn der Maler ſagte einmal ganz unmotivirt: „Der alte Narr mit ſeiner Lethe! . . . Aber wie konnte ſie, die auf den Höhen des Lebens ſtehende Frau, davon ſprechen, daß ſie nach dem alten Unterweltſtrom ſuche!“

Und der Architekt blieb gedankenvoll vor einer Statue ſtehen, die ein junger Bildhauer, ein Gaſt dieſes Hauſes, geſchaffen, und die ein Liebling der Hausfrau war . . . .

„Erlöſung“ hatte er ſie genannt. Der Architekt machte die Bemerkung, daß das rührend ſchöne Geſicht des Genius Frau Maria gleiche.

„Sie liebt dieſe Geſtalt,“ meinte er, „es iſt mir das unbegreiflich bei dem feingebildeten Geſchmack Frau Hartwich's. Sehen Sie dieſe unrichtigen Proportionen des Oberkörpers, dieſe nach Effect haſchende Haltung — und hoffentlich trägt der Genius der Erlöſung auch nicht dieſen todestraurigen Ausdruck . . .

„Wiſſen Sie übrigens, daß man erzählt, der Bildner dieſer Statue, Andreas Helm, ſei aus Liebe zu Frau Hartwich ein ſo abſonderlicher, ſchwermüthiger Kauz geworden?“

„Warum hier darüber ſprechen,“ warf der Maler unruhig ein, „die Frau iſt doch in keiner Weiſe verantwortlich für die Bewunderung, die ſie erregt.“

Still . . . Wir waren ſchweigſam und nachdenklich auf den Weg gelangt, der zu dem kleinen Pavillon

führte, in welchem man Meihoff und seinen Flügel untergebracht hatte; es war eine Tannenallee, die mit dem kleinen Tempel abschloß. In Gedanken hatten wir den Pfad betreten und blieben nun unwillkürlich stehen, als hinter uns leises Schluchzen ertönte und die eindringlich redende Stimme Hartwich's. Er hatte eben mit seiner Frau auf einer Bank Platz genommen, an der wir vorüber mußten, wenn wir den Rückweg antreten wollten. Jetzt standen wir im Schatten, während das Paar vor uns im hellen Mondlicht saß.

„Lassen Sie uns unsere Gegenwart bemerkbar machen," bat der Architekt.

„Nein, in den Pavillon, meinetwegen den alten Herrn um Entschuldigung bitten," flüsterte der Maler.

Da schluchzte Frau Maria wieder laut auf, und wie gebannt blieben wir stehen, unschlüssig, wie wir am wenigsten indiscret wären.

In diesem Augenblicke begann der Alte drinnen zu singen und leise arpeggirende Accorde zu greifen:

„Winterstürme wichen dem Wonnemond."

„Die Musik übertönt, was dort gesprochen wird," tröstete ich, aber sie übertönte es nicht. Ihre süße Weise klang wie schauerliche Ironie in das, was Frau Hartwich eben mit bebender Stimme bekannte:

„Du verlangst eine Erklärung, du willst es jetzt wissen, warum ich heute direct aussprach, was Du längst durchgefühlt — daß ich etwas zu vergessen habe ..... Nun gut — aber vergiß Du nicht, daß ich Dir stets mit jedem Gedanken treu gewesen bin, daß ich nur Dich geliebt habe ....."

„Sprich,“ klang es dumpf und erwartungsvoll von ihm.

„Als ich vor drei Jahren in Soden war, lernte ich den jungen Doctor Meihoff kennen. Er gefiel mir, wir saßen bei Tisch neben einander und ich nahm seine Aufmerksamkeiten hin, wie es meine Art ist. Du hast mich oft wegen meiner Eitelkeit getadelt, und gefunden, daß ich zurückweisender sein müßte, wo mir überschwängliche Huldigungen dargebracht werden. Ich schrieb Dir also nichts von der neuen Bekanntschaft und gab mich dem angenehmen Gefühl hin, daß es in mir bis dahin stets erweckte, von hervorragenden Männern bewundert zu werden. Ich bin auf entsetzliche Weise von meiner Thorheit geheilt worden — der junge Meihoff liebte mich — er wagte es, sich mir zu erklären — als ich ihn abwies, geschah das Schreckliche — — — Du weißt, er erschoß sich... Du hast die Tragödie wohl kaum beachtet — ich konnte später mit Dir nicht darüber sprechen, Niemand hat ja den Zusammenhang geahnt — aber ich war ruhelos und wie eine Verdammte seit der Stunde —, das Leben wurde mir zur Last, trotz Deiner Liebe, deren ich unwerth geworden, trotz unseres Kindes, in dessen reinen Augen ich meine Verurtheilung zu lesen glaubte..... Ich habe namenlos gelitten und Du wußtest es und warst unglücklich mit mir. Nun kennst Du den Grund, warum auch ich den alten Lethestrom suche — aber vergebens — vergebens...

„Noch eins. Als von dem alten Meihoff und seinem grenzenlosen Schmerz die Rede war, und dann davon,

daß er obdachlos und verarmt sei, da glaubte ich, es könnte eine Sühne für mich werden, wenn er zu uns käme, und ich überredete Dich zu der Aufforderung — — Du weißt nun, warum . . . ."

Sie schwieg. Ein schmerzliches Seufzen ihres Mannes — eine Weile tiefes Schweigen und dann Worte der Liebe, der Zärtlichkeit und des Trostes für eine arme Unglückliche, die nun vielleicht das Vergessen finden wird, das sie so lange vergeblich gesucht . . . .

Wir wagten Alle, wohl in dem drückenden Gefühl einer begangenen Indiscretion, nicht, den Blick vom Boden zu erheben. Erst als wir verhallende Tritte hörten, schauten wir auf. Wir sprachen kein Wort über das eben Vernommene, wir reichten uns nur stumm die Hände und gingen eilig von dannen, geleitet von dem jubelnden Schluß des holden Frühlingsliedes.

— — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen begrüßte uns Hartwich ernster als sonst. Er entschuldigte seine Frau, bat uns, sie nicht weiter an das gestern Vorgefallene zu erinnern, und sagte dann ein wenig befangen:

„Ja, was nun Meihoff anbetrifft, von dem ich zugebe, daß er Ihnen den Aufenthalt in meinem Hause nicht gerade angenehmer macht, so muß ich Ihnen sagen, daß mich gewisse Vorfälle, über die ich nicht gerne spreche, zu jeder erdenklichen Schonung für den alten Herrn nöthigen. Es ist ein besonderer Wunsch meiner Frau, und ich habe ihr versprochen, ihn zu berücksichtigen."

Er wollte noch etwas hinzufügen, aber Ranitz über-

hob ihn der ihm unbedingt unangenehmen Erörterungen. Er bat nochmals um Entschuldigung wegen seiner Heftigkeit — und der Architekt machte einen Versuch, von dem schönen Vorrecht der Frau zu sprechen, die zu trösten und zu lindern bereit sei, wo das Leben mit harter Hand berührt habe.

Hartwichs Stirn war dabei umwölkt, und wie fühlten, daß ihn gestern Abend ein harter Schlag getroffen, den er nur schwer verwinden würde.

Natürlich konnte er nicht ahnen, daß wir den Grund seiner Bekümmerniß wußten, aber vielleicht verrieth uns unser nicht ganz freies Wesen, oder wir zeigten ihm ungewöhnlich viel Herzlichkeit und Freundschaft; jedenfalls streifte er uns zuweilen mit einem mißtrauischen Blick seiner sonst so klar blickenden Augen, und verließ uns früher, als es sonst der Fall gewesen.

Frau Maria zeigte sich wie gewöhnlich, etwas heiterer vielleicht, aber mit der ihr eigenen Feinfühligkeit merkte sie es wohl bald, daß sie bei den beiden jungen Künstlern an Terrain verloren, was sie in einer späteren kurzen Erörterung mir gegenüber auf Empfindlichkeit wegen ihrer Vorliebe für Meihoff schob.

Natürlich war mit all' diesen kleinen Spannungen das ideal-heitere und gemüthliche Beisammensein beendet. Der alte Wagnerianer kam gar nicht mehr zum Vorschein. Wir sahen ihn nur aus der Ferne, wie er eiligen Schrittes durch die Gänge des Parkes lief, oder wir hörten einige Töne seines schönen Spiels durch die stille, schwüle Mittagsluft dringen.

Da war es denn selbstverständlich, daß erst der

Maler und gleich darauf der Architekt unter schicklichen Vorwänden das gastliche Haus verließen, das nach so viel schönen Stunden erquicklicher Geselligkeit nun unfreundlich und unbehaglich erschien.

Auch von außen her kam keine Anregung in diesen Tagen des plötzlich ungünstig gewordenen Wetters wegen. Der Sommer schien seine ganze Pracht in den vergangenen Wochen verausgabt zu haben, jetzt schickte er nach einem drückend schwülen Tage frostigen Wind und schwere Wolken. Alle Blüthen schienen verblaßt, alles Singen verstummt — die Marmorgötter standen fröstelnd auf ihren Sockeln und der Genius der Erlösung sah noch trostloser zum grauen Himmel auf, als vorher zur strahlenden Sonne.

Meihoff blieb immer noch in seiner Klause und schwelgte in dem Vergessenheitstrank, der ihn seinem Kummer entrückte.

Ob auch Hartwich und seine Frau ihre Lethe gefunden? Sie hatten in den letzten Tagen zarte Aufmerksamkeiten für einander angenommen, wie sonst ganz jung verheiratete Eheleute.

Da fing auch ich an, mir recht überflüssig vorzukommen. Angesichts dieses Ineinanderversinkens faßte mich ein böses, trauriges Gefühl und zuletzt Heimweh nach meinem einsamen Stübchen, meinen Büchern und dem alten Schreibtisch . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Heute nun ist das Gedenken an jene Zeit in mir besonders geweckt durch einen mir bekannten Bildhauer, der einige Tage bei Hartwich's gewesen und nicht

genug von der rührenden hochherzigen Freundlichkeit des Ehepaares für den alten Sonderling Meihoff erzählen konnte.

Merkwürdig! Die beiden in ihrer Art so hervorragenden Menschen und das mit ihnen Erlebte beschäftigt mich nur wenig, beständig dagegen der alte Musiker. Er erscheint mir in der Erinnerung alles Grotesken entkleidet, in verklärtem und poetischem Licht.

Ich sage mir in Gedanken oft die Worte, die Hartwich, die der Maler über die Kunst sprachen, und mein Verstand gibt ihnen Recht. Herz und Phantasie aber ziehen mich zu dem Letheglauben des alten Mannes, der durch die seligmachende Kraft desselben dem Erdenweh entrückt ward.

Und da sage ich mir: Es gibt so viel Leid und so viel Wege, wie die Menschen es zu vergessen suchen, trostlose und schlimme Wege, — welch' ein köstlicher Pfad dagegen der, den die Muse weist! Und zeigt sie ihn nicht Jedem, der mit verwundetem Gemüth sich aufwärts wendet?

Ist die Kunst, sei es die bildende, die Musik oder die Poesie, nicht ein Evangelium, das allen Armen gepredigt wird?

Doch still, ich spreche ketzerische Grundsätze aus und der schaffende Künstler verdammt mich — — vielleicht denke ich morgen, wenn die Sonne scheint und der Wind nicht so melancholisch pfeift, auch anders — jetzt will es mir nicht aus dem Sinn, daß man im irdischen Leben Schiffbruch leiden und doch ein glückliches Dasein führen kann.

Und da träume ich ſehnſüchtigen Herzens von dem fernen, unbekannten Lande im äußerſten Weſten des Oceanos, in dem alles irdiſche Sehnen geſtillt werden ſoll ....

Und der alte Letheſtrom rauſcht — und aus ſeinen Wellen klingen Triſtanlieder — Marmorgötter heben ihre ſchönen Leiber daraus, köſtliche Baudenkmäler ragen aus ſeinen Fluthen und weltentrückt ſchweben Madonnen darüber ....

Die Feder entſinkt mir — ich weiß es nicht mehr, iſt es der Herbſtwind, iſt es der ſtille Strom der um mich rauſcht — ich fühle mich davon getragen — irdiſche Vorſtellungen entſchwinden mir — und da fließt er ſchon durch meine Adern, der göttliche Trank ... Lethe ... Lethe.

Welcher von Beiden?

Eine Künſtler-Novellette von

Wilhelm von Wartenegg.

„Sei mir gegrüßt, mein biederer Michel, ſei mir willkommen nach ſo langer Trennung. Haſt Du Dich endlich entſchloſſen, Deine gewiß ſehr maleriſche Heimat zu verlaſſen, um hier gleich anderen Strebern Carrière zu machen? Dein Brief hat mir beiläufig ſo etwas angekündigt, und ich finde, es iſt Zeit für Dich, aus den idealen Träumereien, mit denen man heutzutage nicht weiterkommt, zur Realiſtik Dich aufzuraffen. Alſo nochmals, ſei mir herzlich willkommen, ſetz' Dich, ſprich, erzähle oder frage, und ſei überzeugt, daß Du bei mir den Rath eines erfahrenen Mannes und die hilfreiche Hand eines Jugendfreundes finden wirſt."

Dieſe Anrede, begleitet von Umarmung, Händedruck und ähnlichen Freudenbezeugungen, hielt der Maler Julian Courtray dem in ſein Atelier eintretenden, jüngeren Freunde und Kunſtgenoſſen Michael Gradauf,

der ſein Landsmann war und dem er wiederholt brieflich den Rath ertheilt, den kleinen Gebirgsort, in welchem er nach Beendigung ſeiner Studien lebte, mit der Reſidenz zu vertauſchen, wie er ſelbſt es vor nahezu zehn Jahren gethan hatte. Das Atelier Courtray's war mit jenem raffinirten modernen Luxus ausgeſtattet, der eben das Moderne vermeidet und den Beſucher beim Betrachten der hier aufgeſtellten Bilder in eine Stimmung verſetzen ſoll, in welcher der Maler derſelben ſich bei ihrer Ausführung befunden zu haben ſo gerne vorgiebt.

Courtray, im Anfange der Dreißiger ſtehend, hatte mattblaue Augen, mattblonde, lange Haare, die täglich von zehn Uhr an lockig waren, matte gezierte Bewegungen, geziert war ſein Künſtleranzug von ſorgfältiger Nachläſſigkeit, und gewöhnlich hatte er eine müde Sprechweiſe, die er ſich aber dem Jugendfreunde gegenüber zu erlaſſen geſtattete. Dieſer war das Gegenſpiel in Erſcheinung und Art, brünett, friſch gefärbt, natürlich und ſchlicht. Er ſaß nun in einem der reichgeſchnitzten Lehnſtühle, die irgend ein Refectorium geliefert haben mochte, hatte eine venetianiſche Ampel über ſeinem Haupte, blickte auf die Nürnberger Holzthüre ihm gegenüber, neben der rechts ein Cabinet aus dem Cinquecento auf einer Salzburgertruhe ſtand, indeß links ein von Courtray fabricirtes großes Gobelin, halb zur Seite geſchoben, Spuren einer pompejaniſchen Wandmalerei erblicken ließ; davor ſtand eine Rüſtung und auf einem hohen Candelaber ſaß ein Pfau. Courtray, der den Blicken des Freundes gefolgt war, ſagte mit Befriedigung; „Siehſt Du, das iſt Stil, gefällt Dir's nicht?“

„Stile," entgegnete der Andere. „Du mußt's im Plural ſagen. Mir hat von jeher nur Einfaches zugeſagt."

„Damit wirſt Du hier nicht weit kommen," erklärte Courtray. „Siehſt Du, Alles hier iſt jetzt mein Eigen. Im Anfange habe ich das Geld geborgt, jetzt habe ich Alles gezahlt. Ich imponire den Leuten mit dem Renommée, das ich erworben, darin bin ich Specialiſt, man traut ſich gar nicht mehr, mir kleine Preiſe zu bieten, wenn man in dieſem Atelier ſteht und geleſen hat, was die Journale über mich ſchrieben."

Grabauf war davon nicht erbaut. „Ich glaube immer," meinte er, „das ſchönſte in einem Atelier ſoll das Bild ſein, das d'rin gemalt wird. Mein Atelier wird ſehr einfach ſein, aber ehrlich arbeiten werd' ich d'rin vom frühen Morgen, bis die Sonne untergeht; das wenige Geld, das ich noch beſitze, reicht dann vielleicht auf ein Jahr, und bis das um iſt, muß es meinem Fleiß und meiner Ausdauer, ich kann wohl auch ſagen meinem Talente, gelungen ſein, mir auch ohne Reclame Anerkennung zu verſchaffen."

Courtray lachte laut auf. „O, biederer Michel, Du biſt um hundert Jahre zu ſpät geboren worden, aber Du wirſt dieſe Naivetät bald abſtreifen. Nun laß uns das Nächſte bedenken. Du wohnſt doch bereits?"

Michael bejahte und nannte ſein Quartier.

„Haſt Du Empfehlungen an Kritiker, Kunſtſinn heuchelnde Börſeanergattinnen, kurzum Leute, deren Hilfe man braucht?"

„Nein, aber ich werde mich ohne ſie behelfen."

Courtray lachte wieder. „Das kenne ich. Aber

Du darfſt nicht allzuviel Zeit verlieren. Darf ich Dich in einem mir befreundeten Finanzhauſe bei Brodi vorſtellen? Es kommen Maler und auch Journaliſten hin. Verſuch's. Ich will Dich nun einmal lanciren."

„Gut, Julian. Ich bin fremd; es iſt freundlich von Dir, mich bekannt machen zu wollen. Ich will gerne in einer kunſtſinnigen Familie Zutritt erlangen, aber was die Zeitungen und die Oeffentlichkeit anbelangt, da möchte ich noch ferne bleiben, bis ich erſt etwas Ordentliches geleiſtet habe."

„Kindskopf! Du wirſt es nie, wenn Du mir nicht folgſt. Wenn Du noch ſo gut malſt, die Menge glaubt's erſt, wenn ſie's täglich in den Blättern lieſt. Die Publiciſtik iſt der Lichtkreis, in dem Du arbeiten mußt, um durchzudringen. Außerhalb dieſes Kreiſes iſt tiefe Finſternis, die Alles, was Du leiſteſt, wie ein großes Grab ſchweigend verſchlingt. Glaub mir's, darin bin ich Specialiſt."

Tags darauf brachte Courtray ſeinen Schützling zu Frau von Brodi. Herr Brodi, ein eingewanderter Geſchäftsmann war durch Speculation ſo reich geworden, daß Titel und Orden ihn verſchönten; auch wollte ſeine Frau von dem Gelde der Anderen ihren Salon verblüffend prächtig geſchmückt haben. In dieſem Salon warteten jetzt die beiden Maler. Es war eine billige Pracht, die ſich recht zudringlich erwies. Viele falſche Vergoldungen ſuchten zu blenden. „Denke nur, was ich gekoſtet," rief die Seidentapete, und „halte mich für Marmor" ſagten die Gipsgiebel der Thüren; der Plafond bemühte ſich, für alte Holzſculptur zu gelten,

und mit grellen Seidenstoffen waren die vergoldeten Möbel bezogen.

Frau von Brodi, geborene Reseda trat jetzt mit ihrer dicken Tochter Henriette in den Salon, begrüßte den ihr bekannten Maler mit einem Wortschwall, in welchem, wenn er zu Wasser geworden wäre, Alle elend umgekommen wären. Die Vorstellung Michael Gradaufs nahm sie kühl auf. Anders ihre Tochter Henriette. Der schien der junge Mann zu gefallen, sie machte ein spitzes Mäulchen, wenn sie sprach, was niedlich sein sollte und dem Eingeweihten für einen Beweis von Wohlwollen galt.

Als die beiden jungen Künstler sich empfohlen hatten, sagte Frau Reseda-Brodi: „Ich weiß nicht, was dem Courtray eingefallen ist, uns einen ganz unbekannten Maler zu bringen. Jetzt muß man ihn einladen, einen Menschen von dem noch Niemand spricht."

„Vielleicht wird er noch berühmt," wandte die Tochter ein, aber ihr ward von der nach strengen Principien handelnden Mutter bedeutet: „Erst soll er berühmt werden und dann zu uns kommen. Was anderes, wenn's ein Graf wäre, der braucht nicht berühmt zu sein; weshalb aber ladet man sich die Künstler auf? damit davon gesprochen wird. Es kostet ohnehin genug."

Es kam Besuch, Frau Baronin Schubladowitsch; sie galt für eine Generalswitwe, wobei man den Schematismus nicht prüfte. Jedesmal wenn sie kam, wollte sie etwas haben und zahlte meist ihre geselligen Schulden, indem sie den Salon Brodi als Ablagerungsplatz für souper- und dinerbedürftige Freunde und ihr bekannte

Damen benützte. Dafür war sie bereit, Alles schön zu finden und rückhaltslos zu loben. „Ein junger Künstler? Ach wie interessant! Bei Ihnen, liebe Freundin lernt man immer neue Leute kennen. Eingeführt durch Courtray? O, Courtray, wie berühmt! Bei Ihnen, meine Gute, findet man alle berühmten Leute. Morgen Abend wieder Soirée? Ach, wie reizend! Niemand versteht so Haus zu machen. Aber Eines müssen Sie mir erlauben: eine Freundin, sie hat bisher in der Provinz gelebt, nun ist sie hier fremd, ich habe ihr versprochen, sie hier einzuführen, Kratovic Edle von Wappenbalg — es ist ihre Ambition, in Ihrem Salon gesehen zu werden. Nicht wahr, ich darf sie bringen? Ja? Merci, merci, ma chère, wie Sie liebenswürdig sind, die wahre Dame. Wie wird sich die Wappenbalg freuen und auch ihre drei Töchter, es sind charmante Mädchen, die beiden Söhne stottern etwas, aber das macht nichts, die Mädchen reden um so mehr. Also Morgen, au revoir!"

Der Festabend kam. Die Baronin Schubladowitsch brachte ihre Schützlinge und lagerte sie ab, es war hier schon viel ähnlicher Stoff vorhanden. Die drei magern Töchter der Kratovic thaten vornehm, die beiden brüderlichen Wappenbälge wollten nicht tanzen und sahen immer verstört drein; erst beim Souper thaute die Familie auf. Die Haustochter machte häufig ihr spitzes Mäulchen und sprach wiederholt den jungen Gradauf an. Er gefiel eigentlich Allen, die Gesellschaft jedoch gefiel ihm nicht. Er sagte es dem Freunde beim Nachhausegehen, und dieser frug: „Ist Dir dieser Salon

nicht genug geschmückt, die Gesellschaft nicht genug gewählt?"

Michael Gradauf entgegnete: „Hier scheint mir Alles mehr geziert als geschmückt, mehr gesucht als gewählt."

Julian Courtray führte seinen Freund noch in andere Häuser, die diesem nicht besser gefielen. Es waren die reichen Fabriksherren Müller und Schulze, bei denen ihm einige Schauspieler gezeigt wurden, welche die Güte hatten, zu kommen. Officiere wurden zum Tanzen geladen; es waren die Börseaner Weiß, Roth und Schwarz, bei denen ihm Journalisten gezeigt wurden, die wie gewöhnliche Sterbliche zu verkehren sich herbeiließen, Officiere wurden zum Tanzen geladen; es waren die Eisenbahnbau- und sonstigen Unternehmer und Gründer Meier, Schmid, u. s. w. bei denen wieder die Börseaner, die Fabrikanten und Journalisten erschienen; dicke Frauen mit überladenen Toiletten, selbst die jungen Mädchen aufgedonnert, die Jünglinge affectirt, die älteren Herren mit den Spuren ihrer Anfänge, die man am Ende einer Carrière meist vergeblich zu verwischen sucht, kurzum, Courtray hatte sich eine unglaubliche Gesellschaft zusammengelesen, er vermied nur die Armen, die Vornehmen dagegen vermieden ihn. Er erschien manchmal später, weil er bei der Gräfin X. in der Loge, oder beim Fürsten Y. zum Thee gewesen, und sein Genie wurde von der vorgenannten Gesellschaft immer mehr angestaunt, natürlich mußte er ein Niveau wählen, auf dem sich solche Effecte erzielen lassen.

Warum dem schlichten Michael das Alles nicht gefallen konnte? Er war in seiner stillen Heimat Anderes

gewöhnt, und andere Bahnen zogen seine Wünsche. Er sprach sich treuherzig aus gegen Fräulein Henriette deren Entgegenkommen ihn freute, an deren Kunstinteresse er glaubte. Sie saßen eines Abends abseits neben einander, während in dem vergoldeten Salon nebenan die älteste Wappenbalg Lieder sang mit einer Stimme, die so scharf war, als ob sie sie eigens hätte frisch schleifen lassen. Henriette blickte ihn kokett an, machte das spitze Mäulchen und frug ihn um seine Heimat, seine Vergangenheit.

Da erzählte er, er beschrieb den kleinen Ort in der Nähe eines Provinzstädtchens, die hochgiebeligen Häuser, das Kirchlein auf dem Berge, die alten Nußbäume, die Bergwälder ringsum; dann das Schloß der Freiherren von Altenried. Sein Vater war beim Vater des jetzigen Barons Verwalter gewesen und wurde wie ein Freund behandelt. Ein Förster war einmal durch einen Wilddieb erschossen worden. Toni, sein Kind, ein herziges kleines Mädchen wurde auf dem Schlosse als Gespielin der Baronesse Ludwiga erzogen. Wie oft hatte er, selbst ein Kind, mit den beiden Mädchen im Schloßpark gespielt, hatte mit ihnen Unterricht erhalten, und hatte heranwachsend die kleine Toni immer mehr verehrt. Er beschrieb sie, sie war ein hochaufgeschossenes Mädchen mit blonden Zöpfen, und so lustig — er kam in Eifer bei seiner Beschreibung und gewahrte nicht, daß Fräulein Henriette aufhörte, ein spitzes Mäulchen zu machen, die Mundwinkel einkniff und ungeduldig wurde. Man gewinnt bei keiner Dame, wenn man ihr von einer andern vorschwärmt.

Nach dieſer Soirée erklärte Henriette ihrer Mutter, daß ſie nun ſelbſt glaube, aus dieſem Maler würde nichts Rechtes werden, Julian Courtray ſei doch in jeder Richtung bedeutender; ſie hätte ihm zugeſagt, mit ihrer Mutter ſich von ihm morgen in das Atelier des berühmten Profeſſors Siccativo führen zu laſſen und Abends auf dem Künſtlerballe den erſten Walzer mit ihm zu tanzen. Julian fing bereits an, die reiche Partie in ſeine Pläne mit einzubeziehen. Er ſagte zu Michael: „Du verſtehſt nicht einmal, den Frauen zu gefallen. Sieh mich an, wie ich ſo 'nem kleinen Mädel den Kopf verdrehen kann. Darin bin ich Specialiſt".

Michael vermochte es nicht, den Weg zu verfolgen, den ihm Julian gewieſen, er lebte nur ſeiner Kunſt. In ſeinem beſcheidenen Atelier wirkte er vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergang. Als er eine ſeiner hiſtoriſchen Compoſitionen als Gemälde ausgeführt und zur Ausſtellung beſtimmt hatte, wurde es von der Jury zurückgewieſen, denn ein Maler, der Profeſſor war, hatte denſelben Gegenſtand behandelt; das Bild war zwar ſchwächer, aber man mußte Rückſicht nehmen. Michael ließ ſich nicht abſchrecken. Sein nächſtes Bild wurde zwar ausgeſtellt, aber nicht beachtet, weil die intime Darſtellung einen unglücklichen Platz hoch oben in einem Winkel bekommen hatte. Er arbeitete unverdroſſen fort, blieb die Abende zu Hauſe und ein kühner Entwurf entſtand nach dem andern; dabei baute geſchäftig vorauseilend ſeine Phantaſie Pläne goldener Zukunft, wie er einen Gönner gefunden hätte, der ihn beauftragte, die Skizzen im Großen auszuführen, wie

sein Erwerb ihm möglich machte, seine Jugendliebe vor den Traualtar zu führen, Pläne von Ruhm und Erfolg, von Liebesglück und Befriedigung. Leider widersprach die Wirklichkeit seinem Denken, er fand keinen Gönner, keinen ehrlichen Käufer; schachernde Kunsttrödler preßten ihm um elende Preise seine Werke ab, und wie sie ihn in Noth gerathen sahen, verlangten sie Arbeiten, die seinem Talent und seiner echten Künstlernatur widerlich waren.

Julian dagegen stieg glänzend Sprosse um Sprosse auf der Leiter der Reclame empor, verkaufte seine Bilder weit über ihren Werth und machte die Menge glauben, er sei ein Künstler, weil es Einer vom Andern hörte, weil er überall genannt wurde. Seine Compositionen waren ein Kaleidoskop von Motiven, die er früheren Meistern entlieh und immer neu zu wenden und zu verwerthen verstand; darin war er am meisten Specialist. Er verband sich auch mit dem berühmten Siccativo, in dessen Schatten er sich willig stellte, wenn ihm dadurch ein Vortheil erwuchs. Im Hause der Frau von Brodi galt er mehr nach jeder Zeitungsnotiz, nach jedem Orden, jedem Diner bei einem Prinzen; Fräulein Henriette machte das spitze Mäulchen, blickte ihn vielsagend an und da er in seinem Lebensprogramm auch eine reiche Heirat sich vorgezeichnet, so dachte er, es sei der Moment gekommen, um die einzige Tochter des geadelten Millionärs anzuhalten.

Er machte gerade hiezu Toilette, als Michael Gradauf eintrat. Den hatte er immer seltener gesehen, der Mann war zu ungeschickt und hatte kein Glück,

man mußte ihn alſo fallen laſſen. Michael ſah auch ſo unelegant, ſo bleich und verkümmert aus. Er begann: „Ich komme, Abſchied zu nehmen.“ — „Abſchied? Verreiſeſt Du?“ — „Mein Jahr iſt um, mein Geld iſt längſt zu End', ich hab' nichts erreicht, ich muß mein Bündel ſchnüren, mein Glück wo anders ſuchen.“ — Er ſprach's ſo traurig, daß ſeine Stimmung zu der des Brautwerbers den Gegenſatz bildete. „Warum haſt Du meine weiſen Lehren nicht befolgt? Siehſt Du, ich gehe jetzt meine reiche Braut zu begrüßen, ich werde demnächſt Profeſſor an der Akademie, und wie mir Siccativo ſagt, dann mit der Ausſchmückung großer Bauten beauftragt — nun da — da kann ich Dich vielleicht verwenden, Dir etwas zu verdienen geben. — Du haſt Ideen, vielleicht kann ich etwas brauchen. Jedenfalls komme ich noch zu Dir, noch heut. Für jetzt Adieu, mich ruft eine ſüße Pflicht.“ Damit verabſchiedete er den Armen, der traurig heimwärts ging, indeß er ſelbſt fröhlich der gedachten ſüßen Pflicht entgegeneilte. —

Es kommt oft ganz anders im Leben, als man es vorbereitet hat; Courtray ſollte das recht grell erfahren. Als er im Salon Brodi eintrat, empfing ihn Frau Reſeda freudeſtrahlend und ſagte: „Herr Courtray, eine Neuigkeit, meine Tochter iſt Braut mit dem Iſidor Eibenſchützer, dem einzigen Sohn vom Moriz Eibenſchützer, der hier iſt der reichſte Eibenſchützer auf der Börſe. Geſtern Früh iſt der Junge hier angekommen, geſtern Mittag war bei uns ein Diner für die Beiden und geſtern Abend haben ſich die Kinder verlöbt. Henriette!!“

Die Jungfrau trat herein an der Hand des plötzlichen Geliebten, der die Unvorbereitete im Sturme erobert, und sie machte nun für ihn das möglichst spitze Mäulchen. Sie grüßte nur zerstreut, und zu ihrem Romeo aufblickend, flüsterte sie „Isidor —".

Der Leser setzt voraus, daß Courtray diesen Besuch so viel wie möglich abkürzte. Er rannte ziemlich lange ziellos umher. Ein Punkt im Programme gescheitert, es war wie ein Memento mori, aber ein freislicher Held muß auch den stärksten Schlag kühn ertragen. Er erinnerte sich nun seines Freundes und begab sich sogleich zu ihm. Sinnend stieg er die vier Treppen hinauf, von oben tönten Stimmen und Gelächter; aus seiner Thüre tretend, begleitete Michael eine Gesellschaft von zwei älteren Herren und zwei reizenden jungen Mädchen, die jetzt die Stiege herab an Courtray vorbeikamen. Er traf, in das bescheidene Zimmer eintretend, Gradauf in ganz verklärter Stimmung.

„Julian! Du hast sie gesehen?" rief er ihm zu und umarmte ihn.

„Was ist denn mit Dir vorgegangen? Wer war hier?" gegenfrug Courtray.

„Wer hier war? Der Baron Altenried! Er mit seiner Tochter und mit der Toni! Er hat sehen wollen, ob ich etwas gelernt habe in diesem Jahre, er hat den Grafen Kleß mitgebracht, der das neue Schloß bei uns bauen ließ, dem hat er mich empfohlen. Sie haben meine Entwürfe angeschaut und mich weit über mein Verdienst gelobt; den einen Cyklus werde ich auf dem Schlosse ausführen, das Hauptaltarbild der Kirche von

Altenried werde ich malen, und reiſen werde ich auch, nach Italien gehen, und ich weiß nicht, was ſonſt noch Alles — nur Eins iſt ganz beſtimmt: Heiraten werde ich, meine Toni kann ich jetzt heimführen, und ſo bin ich der ſeligſte Menſch auf dieſer großen ſchönen Erde!“

Julian blieb dieſem Enthuſiasmus gegenüber ziemlich kühl, und da der Freund ihn fragte, wie es mit ſeiner Werbung ſtünde und ob ſie zuſammen Hochzeit halten würden, ſagte er geziert: „Nein. Es wird Dir unglaublich ſcheinen, aber — dieſe Geſchichte iſt aus. Doch das thut nichts. Ich finde leicht eine andere reiche Braut, ich mache meinen Weg unbeirrt, glaub' mir, was auch komme. Leute meiner Art gehen nicht unter; wir ſchwimmen immer obenauf, und darin bin ich Specialiſt.“

Erweckt!

Eine Künstler-Novellette von Jenny Link.

Das Märchen von der einen vergessenen Fee, die, erzürnt über ihre Vernachlässigung, durch ein heimtückisches Geschenk alle Gaben ihrer Schwestern werthlos macht, erzählt uns das nicht auch das Alltagsleben immer und immer wieder? Zeigt es uns nicht genug verlorene Existenzen, reich veranlagte Menschen, deren Befähigung ein Freibrief zur Erwerbung des Glückes schien, und die es doch nicht errangen, weil ihnen irgend eine, oft ganz bedeutungslos erscheinende Eigenschaft innewohnte, durch die Alles scheiterte, was sie berechtigterweise erstrebten?

Auch an Ella Verena schien ein mißgünstiger Kobold seine Tücke geübt zu haben, wurden doch bei ihr so herrliche Gaben, wie der ungezügelteste Mutterehrgeiz sie nur für ihr Kind erflehen kann, durch ein Unscheinbares paralysirt und wirkungslos gemacht.

Dieſe Gaben waren eine jener Stimmen, die ein ſo ſüßes Echo in Denen, die ihr gelauſcht, zurücklaſſen, daß ihrer auch dann noch begeiſtert gedacht wird, wenn der entzückende Wohllaut, der ihr innewohnte, längſt verklungen iſt. Und neben dieſem Feengeſchenk ein zweites: ſtrahlende, weibliche Schönheit, groß und machtvoll wie der Vollklang von Verena's herrlichem Organ. Sowohl der Körper als die Geſichtszüge zu einem ſo ſtolzen, imponirenden Ganzen zuſammengefügt, daß das überraſchte Auge ſich erſt an dieſe üppige Pracht gewöhnen mußte, ehe es ſich der Schönheit freuen konnte, die in vornehmen Rhythmus jeder Linie dieſer mächtigen Geſtalt eingeprägt war.

„Die Verena iſt wie die Peterskirche," hatte bewundernd Jemand von ihr geſagt, „bei ihr, wie dort, muß ſich der Blick erſt an das Größenverhältniß gewöhnt haben, um von dem zauberiſchen Ebenmaß darin entzückt ſein zu können. Das allein macht uns ſolche gigantiſche Größe vertraut, die ſonſt ein Gefühl der Furcht erwecken müßte."

Es war das als ein Wort des Lobes gemeint geweſen aber ein paar weibliche Schnörkel, kleine Details, an einem chineſiſchen Pavillon, Kunſtgenoſſinnen der Geprieſenen, hatten ſich dieſes Wortes bemächtigt, das Lob weggelaſſen, und, von dem ſilbernen Bimbam eines luſtigen Lachens begleitet, nur das Prädicat ſelbſt wiederholt. So lange wiederholt, bis es Allen, die die Verena kannten, geläufig geworden war, ſo daß man ſie ſchließlich weit öfter „die Peterskirche" nannte, als mit ihrem Namen bezeichnete.

Aber nicht das ungewöhnliche Größenverhältniß, in dem Ellas Erscheinung aufgebaut war, ward ihr zu jenem Hinderniß, welches der Entfaltung ihrer reichen Gaben störend in den Weg trat. Nein, dies that eine unbezwingliche Schüchternheit, eine unüberwindliche Angst, die ihr die Kehle zuschnürte und ihre Glieder in ungraziöse Bewegungslosigkeit und Steifheit bannte, sobald sie vor dem Publikum zu erscheinen hatte.

Einer sehr armen Familie entstammend, war es ihr nur durch die Unterstützung wohlthätiger Kunstfreunde möglich geworden, das reiche Edelmetall, das in ihrer Kehle lag, schleifen und formen zu lassen, bis es zu einem Schatz gebildet war, reich genug, um seiner Eigenthümerin goldene Brücken in Königspaläste zu bauen. Wer sie in einem kleinen Kreis hörte, ward hingerissen von der Fülle echtesten Wohlklanges, der aus der Brust des Mädchens quoll, vermißte aber auch schmerzlich das Eine, was ihr fehlte, um sie als den Größten in ihrer Kunst ebenbürtig erscheinen zu lassen — die Beseelung der Zauberstimme, die süß und rein und übermächtig ertönte, die aber nur Ton blieb dem das Empfinden fehlte, und darum auch nur kaltbleibende Bewunderung erregte.

Ebenso bewegungslos — als sei es aus Marmor gemeißelt — blieb das Gesicht der Sängerin, dessen starre Ruhe die Schönheit desselben wie mit einem Schleier verhüllte. Nur durch Leben und Bewegung in den edlen, großen Zügen wäre deren Adel zur Geltung gekommen, während die starre Ruhe, die über dasselbe gebreitet war, dem Antlitz etwas Todtes,

Maskenhaftes aufprägte, durch das der Blick des Beschauers förmlich abgestoßen ward.

So, wie eben geschildert, zeigte sich aber Ella noch von ihrer vortheilhaftesten Seite. Weit schlimmer ward es, sobald sie vor einem größeren Publikum singen mußte. Dann umschleierte die Angst sogar den süßen Wohlklang ihrer Stimme mit einem harten, rauhen Klang, ließ sie in unreinen Tonschwankungen zittern und prägte ihrem Antlitz einen hilflosen, komisch wirkenden Ausdruck auf, der das reine Ebenmaß desselben verzerrte und es wie die grotesk ausgeführte Parodie classischer Form erscheinen ließ. Dabei waren die Arme wie an den Körper gemauert, und jede Bewegung derselben löste sich aus den Muskeln, als sei sie durch unsichtbare Stricke gewaltsam erzwungen.

Wie unbehülflich, wie täppisch ließ das den großen Körper erscheinen! Wie sprang das Lachen unwillkürlich über die Lippen der Zuschauer, wenn die steife, ungraziöse Gestalt nach Absingung ihres Parts eilig zu verschwinden trachtete, und, den bergenden Coulissen näher kommend, immer eiliger ihnen zustrebte — zuletzt fast laufend, dabei aber oft über die sich als sehr unbequem erweisenden Füße stolpernd, von denen der eine dem andern stets im Wege zu sein schien!

Und doch ertrug man ihrer Wunderstimme zu Liebe das Alles, schloß die Augen und hörte nur, um sich diesen Genuß durch das Sehen nicht zerstören zu lassen!

Was aber hätte Ella ohne jene unselige Angst und Schüchternheit geben — was sein können!

Sie, die Aermste, litt übrigens am meisten durch

jenes Unglückſelige, das zu beſiegen all' ihrer Willenskraft nicht gelang. Mehr noch als man ahnte. Denn in ihr ruhte, heilig und groß, die reinſte Kunſtbegeiſterung, wogte und trieb drängende Sehnſucht, mit ihren reichen Mitteln das Größte und Schönſte zu geſtalten, das hinauszujubeln in die athemloſe Menge, was ſie ſelbſt in einſamen Stunden hinaustrug über Zeit und Raum. Was ſie konnte, wußte Niemand, als ſie allein — nicht einmal ihre Lehrer hatten eine Ahnung, bis zu welcher Höhe der Genius des Mädchens ſie tragen konnte, war ſie mit dieſem und ſich allein! ſo allein, daß kein ſterbliches Ohr die Wunderweiſen vernahm, die *dann* nicht mehr nur aus ihrer Kehle, nein, auch aus ihrer Seele quollen. Zu *wiſſen* aber, was zu leiſten ihr möglich war, und es ſich unmöglich gemacht zu ſehen, dieſes zu leiſten, da wo es hätte geſchehen ſollen — gegen ein ſolches Geſchick rang die ſtolze, keuſche Mädchenſeele mit ſo bitteren Klagen und Selbſtvorwürfen, wie kein anderer Menſch ſie ſchärfer hätte formen können.

Und es fehlte wahrhaftig nicht an Vorwürfen, die gegen ſie erhoben wurden! Das Wohlwollen ihrer Lehrer, das Geſchäftsintereſſe ihres Directors, der Neid und das Uebelwollen ihrer Collegen — ja ſelbſt die Thränen, die die Enttäuſchung ihrer Mutter erpreßten — das Alles kargte nicht damit, ihr ſolche in jedweder Form zu Theil werden zu laſſen. Und ſie litt unter jedem, wenn auch ihr Geſicht ſeine ſteinerne Unbeweglichkeit behielt. Am bitterſten unter dem Gram ihrer Mutter. Goldene Zukunftsträume hatte dieſe auf das Talent

ihrer Tochter gebaut. Jedes mögliche Opfer war gern und freudig von ihr gebracht worden von dem Moment an, in dem man sie auf die reiche Begabung Ellas aufmerksam gemacht hatte. Ohne Klage hatte sie den Gatten, ihre jüngeren Kinder in dem Provinzstädtchen, das ihre Heimat, verlassen, so schwer ihr das auch gefallen war — einzig an Ellas Zukunft denkend, für die es nöthig war, daß der Unterricht des Mädchens in der Hauptstadt beendet wurde. Bis zu dem zum Leben unumgänglich Nöthigsten war von ihrer Familie Alles geopfert worden, dem einen großen Ziel zu Liebe. Wie gerne hätte Ella den Theuern das vergolten! Und wie leicht wäre dies gewesen ohne jenen Alp, der sich ihr erstickend auf die Brust legte, sie an der Entfaltung ihres Talentes hinderte — ohne jenen Alp, den zu besiegen sie machtlos war!

„Es wird schon anders werden, wenn Du erst an die Bühne gewöhnt bist," hatte die gute Mama Ella vertröstet, wenn diese bei den öffentlichen Prüfungen zu ihrem Schmerz und ihrer Beschämung sie selbst am allerwenigsten Befriedigendes geleistet hatte und nachher stets darüber verzweifeln wollte.

Und dasselbe glaubte auch der Director, der sie nach Beendigung ihrer Studien engagierte. Aber dem war nicht so. Im Gegentheil. Die tausend Nadelstiche, durch die sie schon während des Ankleidens von den Colleginnen gepeinigt ward, denen sie ebenso wehrlos gegenüberstand wie der Angst, die sie befiel, sobald sie die Bühne betrat, machten sie von Tag zu Tag noch schüchterner, noch unbeholfener. Statt vorwärts

zu kommen ging sie zurück. Früher hatte doch wenigstens freundliches Wohlwollen sie unterstützt und vorwärts gedrängt — jetzt lebte sie in einer Welt, wo ein Jedes im steten Kampf mit dem Anderen begriffen war, wo kleinlichste Eifersucht, erbärmlicher Neid jeden Erfolg, den ein College errang, als eine Schmälerung des eigenen Ruhmes betrachtete.

Daneben gab es dort so Vieles, was ihre keusche, verschlossene Art abstieß, anwiderte, einen Ekel in ihr erweckte, der sie vor der Berührung mit jenen Personen zurückschrecken ließ, gegen die sie vor dem Publikum in der zärtlichsten Weise agiren sollte.

Dazu die Gemeinschaft intimen Zusammenlebens mit fremden Personen. Sie, die kaum vor der eigenen Mutter Hals und Arme entblößt, wußte jetzt beim Ankleiden die spähenden kritisirenden Blicke ihrer Colleginnen auf sich ruhen, hörte sich ganz offen detailliren, erhielt halb gutmütig, halb spöttisch in ungezwungenster Weise gegebene Rathschläge, wie sie diese oder jene Körperpartie am vortheilhaftesten zur Geltung bringen solle — und ward unbarmherzig ausgelacht und verhöhnt, wenn ihr ängstliches Bestreben, ihre Person so viel als möglich zu verhüllen, zu offen zu Tage trat. Mußte derlei nicht dazu beitragen, sie noch unsicherer und ängstlicher zu machen?

Und dann — der Ton, in dem Director und Regisseur ihren Unwillen über ihre Ungeschicklichkeit äußerten, ihr Vorwürfe machten — wie entflohen vor dieser rauhen Wirklichkeit all die goldenen Träume von Glück und Ruhm, auf deren sicherer Erfüllung sie ge-

rechnet! Welche Enttäuschung! Ach — daß man sie doch ihrem bescheidenen Kreis nie entrissen hätte! Jetzt hatte man ihr ein hohes Ziel vorgespiegelt, das sie nie erreichen würde, ihr ein Ideal in die Brust gepflanzt, dem sie vergebens zustrebte, weil sie sich in Bande geschmiedet fühlte, die sie an Jämmerliches, an Erbärmliches fesselten.

Mit dem Allen noch nicht genug — es kam noch ein Letztes, das peinigender, marternder an sie herantrat als alles übrige Ungemach. Ihre erste Jahresgage war nur äußerst knapp bemessen worden, kaum genügend, um ihren und der Mutter Unterhalt zu bestreiten. Bedeutend höher die des zweiten Jahres. Die unumgänglich nothwendige Theatergarderobe hatte sie auf Credit nehmen müssen, den man ihr bereitwillig gewährt, obwohl sie bekannt, daß sie erst im zweiten Jahre ihres Engagements das Gewählte zahlen könne. „Eine so schöne talentirte Künstlerin brauche sich solcher Bagatellen wegen keine Sorgen zu machen," hatte man ihr auf diese Erklärung mit vielsagendem Lächeln geschmeidig geantwortet. Und plötzlich, kurz vor Ablauf des ersten Contractjahres, verlangte ihre Hauptgläubigerin ungestüm Zahlung, ihr Verlangen in einer Weise motivirend, die Ella auf's Tiefste verletzen mußte.

Auf's Tiefste. Rührte man doch mit dem, was sie anhören mußte, an das größte Heiligthum ihrer Seele, dort so innig, aber mit so keuscher Heimlichkeit geborgen, daß sie es sich selbst nicht einmal in klaren Gedanken deutlich zu machen wagte, was in ihr so beseligend wogte und trieb. Und dies zart knospende

Empfinden, das ſie ſchüchtern vor ſich ſelbſt verſteckte und in dem Alles gipfelte, was ſie fühlte — wie die andächtige Gluth eines gläubigen Herzens im Gebet — dieſes unſagbare Liebliche ward von fremder frecher Hand an's Licht gezerrt, in einer Weiſe beleuchtet und commentirt, daß ſie vor zorniger Scham zu vergehen meinte.

Vor Zorn — und Schmerz! unſäglichem, verzweifelndem Schmerz, denn laut und höhniſch enthüllte ihr gleichzeitig die gegen ſie geübte Rückſichtsloſigkeit, daß, was ihr Troſt in all ihrem Leid geweſen war, daß das heimlich ſtille Glück, daß ſie im Herzen trug — geendet!

Wie hatte ſich dieſes ihr ſo beſeligend erſchloſſen! Wie ſicher ſie ſich unter der Obhut der guten Augen gefühlt, die ſich jetzt von ihr abwendeten — einer Anderen zu! Allerdings berechtigte ſie nichts, irgend einen Vorwurf wegen Täuſchung oder Aehnlichem erheben zu können. Nicht ein Wort war über die Lippen George Sartori's gekommen, das ihr Rechte an ihm eingeräumt hätte. Ein fanatiſcher Muſikfreund, war der junge, reiche Mann, deſſen Fachkenntniß und großmüthig geübte Protection ihm einen beinahe allmächtigen Einfluß in den muſikaliſchen Kreiſen verſchafft hatten, ihr nie anders, denn als Bewunderer, als Förderer ihrer herrlichen Begabung nahe getreten. Gerade, daß er ihr ſtets nur mit der unbefangenſten Objectivität genaht war, daß er der Einzige war, der nie auch nur mit einem Wort das Thema ſtreifte, welches alle Anderen eindringlichſt betonten: „das Aeußere einer Künſtlerin ſei ebenſo wichtig für deren Carrière als ihr Talent“,

gerade das hatte ſie George vertrauter entgegengeführt, als ſelbſt ihren Lehrern, die ſie fortwährend anſtachelten, zu bekämpfen, was der Geltendmachung ihrer Schönheit Eintrag that.

George Sartori hingegen — o, der dachte nicht einmal daran, daß ſie ein Mädchen ſei — für den exiſtirte nur ihre Stimme, und der Wohlklang derſelben ließ es ihm gleichgiltig erſcheinen, ob deren Eigenthümerin ihre Arme in runden Wellenlinien oder mit ſcharfen Ellbogenecken jen Himmel ſtreckte — er hörte auch mit den Augen!

Hörte aber leider nicht nur, ſprach auch mit ihnen. Es waren eben ſehr vielſeitig begabte Organe, die dunklen Sterne in dem hübſchen Männergeſicht, das Ella für ihre Ruhe zu oft zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Irgend Jemand hatte dem Mädchen einen Empfehlungsbrief an den einflußreichen Mäcen gegeben und George, bezaubert von der Stimme der jungen Kunſtnovize, nahm ſich derſelben an, ſo viel er konnte Während der Unterrichtsſtunden im Conſervatorium, in dem er ſo gut wie zu Hauſe war, in ihrem beſcheidenen Daheim, ja ſelbſt auf den Spaziergängen der beiden einſamen Frauen war er ſtets in Ellas Nähe zu erblicken. Was natürlich ein Geflüſter und Geziſchel hervorrief, das einzig die nicht hörten, welche die Urſache deſſelben waren. Aus der officiellen, unbefangenen Art und Weiſe, in welcher Sartori mit Ella und deren Mutter verkehrte, wollte man ernſte, matrimoniale Abſichten des jungen Mannes erkennen, und das Preſtige, welches dieſe bald allgemein geglaubte Verſion Ella

verlieh, entfernte manchen Dorn von ihrem Weg, der sie sonst gewiß schmerzlich verwundet haben würde.

Ella hatte keine Ahnung von alledem. Während der ersten Monate ihrer Bekanntschaft mit George war es immer wie ein frisches Aufathmen ihrer armen, gedrückten, scheuen Seele über sie gekommen, wenn sie ihn andächtig ihrem Gesang lauschen sah, wenn seine großen, dunklen Augen, in feuchtem Glanz wie verklärt schimmernd auf ihr ruhten und doch über sie hinwegblickten in einer so unkörperlichen Verzückung, daß ihr durch den Blick das Ziel offenbart ward, nach dem ihr künstlerischer Schaffensdrang vorwärts streben sollte. Was aus den Augen leuchtete, das lebte und webte in seligen weltfernen Regionen, hoch, hoch über dem Alltagsgetriebe, und da hinauf mußte sie sich zu schwingen versuchen, sollte sein Auge nicht mehr über sie hinausfliegen!

Ja, der Wunsch war nach und nach wie eine heiße Flamme in ihr aufgelodert, und in glückseligem Erschrecken hatte sie die Augen geschlossen und die Gluthzeichen nicht zu deuten gewagt, die so unvermuthet hervorgebrochen waren aus ihrem zum Leben erwachenden Herzen.

Seit der Stunde hatte Ella mit der Seele zu singen verstanden.

Aber das verstärkte noch ihre unglückselige Schüchternheit, ließ sie noch ängstlicher werden. Ihr war zu Muthe als ob sie es ihre Seele preisgäbe und etwas unsäglich Keusches entweihe, seines süßesten Zaubers beraube, wenn sie vor Anderen so gesungen hätte.

Sie wußte es, die Welt würde ihr zu Füßen liegen, entſchleierte ſie vor ihr den Reichthum, zu dem die Liebe ihr das: „Seſam öffne Dich!“ gelehrt, die Welt und — George! aber ihr Herzblut ſtockte bei dem Gedanken, daß er ſähe, was in ihr vorging.

Und darum war ihr Reichthum für ſie nutzlos — — ihre Schüchternheit, ihre Scham waren ſtärker als ſelbſt ihr Wille, ſie erlaubten nicht, daß ſich die Zauberſiegel öffneten, ſo lange Lauſcher in der Nähe weilten!

Aber oh! des heimlich ſtillen Glückes, daß in ihr ſeine ſilbernen Zauberſchleier webte, wenn George's Augen auf ihr ruhten!

Dieſes Glück ließ ſie alles Leid vergeſſen, das die Verſchloſſenheit ihres Charakter's, ihre Unfähigkeit aus ſich heraus zu gehen, über ſie heraufbeſchwor.

Und dieſes ihr eigenſtes Geheimniß, das ſie allein zu beſitzen wähnte, das warf ihr plötzlich die Welt hohnlachend in's Geſicht! Hohnlachend — weil ihr Glück geendet! George hatte ſeit Kurzem aufgehört, der treue Begleiter ſeines Protegées zu ſein, war nur ſelten, nur flüchtig in Ellas Nähe erſchienen, auf ihre unbefangenen Fragen Ueberbürdung mit Arbeit vorſchützend.

Sie hatte ihm geglaubt und nicht auf den ſpöttiſchen Ton geachtet, mit dem ihre Collegen ſie nach dem ſonſt ſtets in ihrer Nähe weilenden Sartori frugen, dem Umſtand keine Bedeutung beigelegt, daß man jedesmal ſofort nach ihrer unbefangenen Antwort von der neu engagirten Naiven, Fräulein Irene Bernau, zu ſprechen begonnen. Umſo weniger als dieſe Dame

momentan den Lieblingsgeſprächsſtoff bildete, doppelt intereſſirend durch den Contraſt zwiſchen ihrem Privatleben und der von ihr auf der Bühne mit wahrhafter Meiſterſchaft agirten Backfiſchunſchuld,

Ella wich dem Anhören derartiger Mediſancen aus ſo gut ſie konnte, aber ſo viel hatte ſie doch vernehmen müſſen, daß es ſie mit einer Art ſchmerzlichen Befremdens erfüllte, George einige Male in der Loge dieſer Dame erſcheinen zu ſehen.

Und heute hatte ihr ihre Gläubigerin die „Thorheit" vorgeworfen, daß Ella ſich „den Goldfiſch, den ſie ſchon ſo gut wie im Netz gehabt", durch jene Dame habe „wegfiſchen" laſſen. — — —

„Sie waren mir natürlich ſicher, ſo lange Herr Sartori Ihr Verehrer war — das allein ſicherte Ihnen ja auch Ihr Engagement — aber Sie werden einſehen, daß jetzt die Sachlage eine ganz andere iſt, und können es mir nicht verdenken, wenn ich darauf beſtehe, daß Sie Ihren Verpflichtungen gegen mich nachkommen." — —

In dieſem Ton war Ella's Herzensleben beſprochen worden, auf ſolche Weiſe hatte ſie erfahren, was George von ihr fern hielt — — und das Alles im Moment in dem ſie ſich zum Weg nach dem Theater anſchickte, angſtbebend, weil ſie heute eine neue, große Partie zu ſingen hatte.

Halb bewußtlos kam ſie in ihrer Garderobe an. Jetzt verſtand ſie die ſpöttiſchen Blicke, mit denen man ſie muſterte! Ihnen gegenüber bezwang ſie ſich mit faſt übermenſchlicher Anſtrengung. Umſo ſchwerer fiel ihr dies, als diejenige, die all' dies Elend über ſie ge-

bracht, ſich in demſelben Zimmer mit Ella ankleidete, weil ſie in einem kleinen Luſtſpiel auftrat, welches der Oper voranging.

Lachend und übermüthig plaudernd ſaß das bildhübſche Perſönchen vor ihrer Toilette und wählte aus einem Carton die Locken und Löckchen, mit denen die Friſeurin ihr pikantes Köpfchen beſteckte. Dazwiſchen fuhr ſie mit der Puderquaſte oder dem Haſenpfötchen in die ſilbernen und Kryſtallbüchſen, die auf dem Tiſch ſchimmerten und blitzten, tuſchte ein wenig mehr weiß, roſa oder carminroth auf ihr Geſicht, oder bethaute die ſpitzenbeſetzte Battiſtwäſche, durch die der roſige Körper durchſchimmerte, mit dem köſtlichen Parfüm, nach dem bereits die ganze Garderobe duftete; wühlte in der Schmuckcaſſette, die ihr eine der Ankleiderinnen vorhielt, probirte bald dieſes, bald jenes Bijou, deren jedes ihren Colleginnen ſtets bewundernde Ah's und Oh's entriß, und warf die Koſtbarkeiten wieder zurück, als ſeien es werthloſe Kieſelſteine. Rings um ſie her bauſchten Spitzen und Seidenſtoffe und Stickereien, ein koſtbares Durcheinander von Luxus und Eleganz — ſo recht das Neſt für ſolch' hübſchen glitzernden Paradiesvogel!

Als Ella an ihr vorüber zu ihrem Platz ſchritt, wendete ſie nach leichtem Gruß den Blick zu Boden — das feine Gewebe, das Hülle ſein ſollte, aber mehr verrieth als verbarg, machte ſie für Jene erröthen. So ſchnell und unauffällig als es ging, vertauſchte ſie ihr Kleid mit einem einfachen Jäckchen, löſte und ordnete ihr prachtvolles Haar, und ließ ſich von der Garderobière aus zwei beſcheidenen Schächtelchen weiß und roth be-

malen — eine Kunst, die selbst auszuüben ihr nicht geläufig werden wollte.

„Hergott, Fräulein — Sie werden ja ohnmächtig," unterbrach die Frau plötzlich entsetzt ihr harmloses Plaudern während dieser Beschäftigung, „Sie haben Augen, als ob Sie im Sterben lägen — sind sie krank?"

„Nein — nein, Liebe! Es ist mir nur zu heiß hier — bitte machen Sie niemand aufmerksam —"

„Gehen Sie ein wenig hinaus, im Corridor ist es kühl, fertig werden sie noch viel zu früh," rieth die gutmüthige Frau, die sehr an Ella hing, „gewiß ängstigen Sie sich wieder wegen der neuen Rolle! Ach dieses Lampenfieber ist doch ein rechtes Unglück für Sie! Aber Sie werden's schon noch überwinden!"

Ueberwinden! Das Wort klang in Ella nach, während sie draußen in dem stillen, kühlen Corridor ihr Haupt müde an die leichte Bretterwand lehnte, hinter der die Herrengarderoben lagen, zu denen man auf einer andern Stiege gelangte. Würde sie es überwinden? So schwer trug sie dies Leid, daß ihr die Ueberwindung desselben eine Unmöglichkeit erschien. Wenn sie nur fortgekonnt hätte! In eine Einöde flüchten wie ein verwundet Wildthier, das die Einsamkeit sucht, um dort still zu verbluten! Hier bleiben, ihn sehen — mit Jener sehen — welch' eine Qual!

Aber sie mußte bleiben — mußte, und wenn sie an diesem Bleiben zu Grunde ging. Wie anders wäre es ihr sonst möglich geworden, ihren Verpflichtungen

gerecht zu werden und ihre Gläubiger zu befriedigen — sie mußte bleiben!

In schmerzliches Brüten versunken, hatte Ella nicht auf das Gespräch geachtet, das hinter der dünnen Wand, an der sie lehnte, geführt ward. Da erweckte ihr Name, ausgesprochen von der Stimme des Regisseurs, ihre Aufmerksamkeit. Erröthend wollte sie ihren Platz verlassen, da der Gedanke, belauschen zu wollen was man von ihr sprach, ihrem Stolz unerträglich gewesen wäre — als die nächsten Worte, die sie vernahm, sie wider ihren Willen regungslos stehen bleiben ließen.

„Sie soll heute selbst ihr Schicksal entscheiden!" hatte Jemand, in dem sie den Director erkannte, geantwortet: „ich habe es satt, mich über die Gans zu ärgern. Natürlich wird sie auch heute wieder ihre Partie verderben, obgleich gerade sie dieselbe singen könnte wie Niemand. Ich bin froh, daß der Sartori sich nicht mehr um sie kümmert. Ihr erstes Contractjahr ist zu Ende, und im zweiten müßte ich ihr eine Gage geben, die der Stock nicht verdient. Wenn sie heute wieder ihre Partie wirft, was so gut wie gewiß ist, kündige ich ihr morgen —"

Allmächtiger!

„Es wäre doch schade, ihre Stimme zu verlieren —"

„Gewiß! Ich werde ihr den Antrag machen, für ihre jetzige, vielleicht für eine noch geringere Gage zu bleiben. Für kleine Partien und im Chor ist sie eine Perle."

Die Sprechenden entfernten ſich — es ward ſtill.

Was nun? Das war der Ruin! Von der Gage, die ſie jetzt erhielt, konnten ſie kaum leben — wie ſollte ſie die Summen zahlen, die ſie ſchuldete, deretwegen ihr heute Nachmittag ſo harte Worte geſagt worden waren?

Verzweiflung — Angſt verwirrten ihr peinvolles Denken.

Die Garderobière, die aus dem Ankleidezimmer nach der Bühne hinabging, rief Ella in die Gegenwart zurück.

„Jetzt aber iſt ſchon Zeit, Fräulein, daß Sie ſich fertig machen, das Luſtſpiel iſt ſehr kurz!“ lautete eine gutgemeinte Mahnung.

Und in dieſer verzweifelten Stimmung ſollte ſie ſpielen!

Aber es mußte ſein. Vor der herabgelaſſenen Portière des Ankleidezimmers blieb ſie noch einmal ſtehen, um ſich zur Ruhe zu zwingen, damit ihre Colleginnen ihren Seelenzuſtand nicht erriethen. Ihr Blick überflog die Garderobe.

Auf ihrem, Ellas Platz, ſtand, vollſtändig angekleidet, ihre Rivalin. Wie ſchön ſie war — wie elegant! Der Preis nur einer der Ringe, die an der weißen Hand der Dame funkelten, hätte Ella von all ihren Sorgen befreit. Das Blitzen der koſtbaren Diamanten hob ſich doppelt effectvoll ab von dem ärmlichen Gegenſtand, den die Finger, die ſie zierten, wie in ängſtlicher Scheu ſich zu beflecken, mit ihren äußerſten

Spitzen festhielten — die ärmlichen, dunklen Röckchen, die Ella abgestreift, und die allerdings den ausgesprochensten Contrast bildeten zu der schneeig schimmernden Spitzenpracht, in die die hübsche Naive gehüllt war. Das laute Lachen der anderen Damen verrieth Ella, daß an ihrer bescheidenen Garderobe Kritik geübt worden war.

„Sehen Sie hier den Beweis für meine Behauptung, meine Damen, daß die Peterskirche unter die Schriftsteller geht — da haben sie den Titel des Werkes, mit dem sie in die Oeffentlichkeit treten will — er heißt: „Seife ein Vorurtheil".

Helllautes Lachen!

Ella biß sich die Lippen blutig. Sie, deren arme Mutter heimlich und versteckt die Wäsche selbst reinigte, weil sie sogar zu arm waren, selbst solche Arbeit durch bezahlte Hände besorgen zu lassen — sie mußte freilich sparen und nur solche dunkle Wollenfähnchen tragen, wie das, dem der eben vernommene Spott galt.

Aber dieses Letzte rüttelte sie auf wie ein erhaltener Peitschenhieb — mit festem Schritt und stolz erhobenem Haupt trat sie durch die Portiére und ging auf ihren Platz, von dem ihr Erscheinen die schimmernde Spötterin fortjagte, als habe ein Windstoß sie davongeweht.

In fieberhafter Eile beendete Ella ihre Toilette, wobei sie niemand mehr störte, da alle Colleginnen bereits die Bühne aufgesucht hatten. Auch sie that das, sobald ihr Anzug geordnet, und suchte hinter den Coulissen ein verstecktes Plätzchen, um die furchtbare

Erregung, in der sie sich befand, so viel sie konnte niederzuzwingen.

Das sollte ihr nicht gelingen.

Das Lustspiel schloß eben unter stürmischen Applaus, mit dem man die hübsche Naive herausjubelte. Dann hörte Ella die Stimme der Gefeierten, die lachend auf die Complimente antwortete, mit denen sie von dem Director und den Collegen beglückwünscht ward. Nahe dem Decorationsstück, hinter dem Ella sich niedergelassen hatte, machten die Sprechenden Halt. Und jetzt vernahm sie eine Stimme, bei deren Klang ihr Herz seine ungestümen Schläge aussetzte. Es war George, der sprach — aber so, wie sie es noch nie vernommen. Das, was sie in seinen Augen gelesen, wenn ihn die Musik der Gegenwart entrückte das zitterte jetzt, zu Ton geworden, in seiner Stimme — deren Klang einer Anderen zuflüsterte, was ihre Sehnsucht sich erträumt.

Die Gruppe trennte sich, nur George und die Schauspielerin blieben und flüsterten, Ellas Nähe nicht ahnend, in intimer Vertraulichkeit weiter.

„Ich werde mich geschwind auskleiden, George," zwitscherte die Dame, „ich muß mir das mitansehen, was die Peterskirche aus ihrer Rolle machen wird, Gehen Sie immer voraus in meine Loge — Sie werden sich den Genuß doch auch nicht entgehen lassen —"

George lachte. „Ich fürchte auch, es wird bös werden," meinte er dann, „aber was erträgt man nicht in Ihrer Gegenwart! Ja, wenn in Ella etwas

von Ihnen ſteckte — ja dann! Mit einer Seele in der Bruſt müßte ſie hinreißend ſein; dem ſprühenden Leben gegenüber aber, mit dem Sie bezaubern, verliert ſelbſt ſolches Prachtmaterial, wie es die Arme in ihren Stimme beſitzt, ſein ganzes Preſtige — —"

Es war gut, daß die Sprechenden während der letzten Rede langſam weiter geſchritten waren, ſonſt hätte der ſchrille Wehlaut, der über Ellas Lippen klang, ihre Anweſenheit verrathen.

„Fräulein Verena! An ihren Platz — die erſte Scene iſt kurz —"

Schweigend kam Ella der Weiſung der Inſpicienten nach.

„Ich hoffe, daß Sie ſich heute zuſammennehmen und nicht umwerfen! Ich habe Ihnen die große Partie zugewieſen, damit Sie endlich einmal aus ſich herausgehen. Wenn Sie das nicht im Stande ſind, dann — ich ſage es Ihnen ganz offen, mein Kind — dann hat meine Geduld ein Ende. Wenn man nicht leiſten kann, zu was man ſich verpflichtet, muß man ſolchen Anſprüchen, wie Sie erheben, entſagen —"

Der Herr Director verlor keine Zeit, um ſeinen Vorſatz, von dem er vorhin in der Garderobe den Regiſſeur verſtändigt, zur Ausführung zu bringen!

Aber an Ella's Ohr rauſchte, ſein Redeſtrom faſt wirkungslos vorüber, Kaum daß ſie vernahm, was die brutale Stimme zu ihr ſprach. In ihr rang ein Ungeheures nach Ausdruck, ihr war, als müſſe ſie mit ihrer Verzweiflung die mitleidloſen Stimmen, die nur Spott, nur Hohn für ſie hatten, überſchreien und zur

Ruhe zwingen. Wie die Instrumente ausdrückten, was in ihr vorging! Aus den Saiten der Geigen klagte es wie aus todwunder Menschenbrust, und wie das Grollen ungezügelten Schmerzes begleiteten die dunkleren Stimmen der anderen Instrumente die erschütternde Weise, in die der Componist, zu einer Melodie verwandelt, unsägliches Weh gebannt hatte.

Und jetzt war der Augenblick da, in dem Ella's Stimme den Geigen diese Melodie nachsingen mußte.

Ein leises Rauschen ging durch das Haus, dem athemlose Stille folgte. War das die Verena, die da ruhig und stolz bis an die Rampe geschritten war? Diese edle Gestalt mit den rythmischen Bewegungen, ebenso harmonisch wie die Töne, die sie umwogten — war das die Verena? Und ihr Gesicht! Bild und Klang war auch da eines — solch unsägliches Weh hatte noch keine Künstlerin in ihre Züge zu malen gewußt — durch solch schmerzerfüllten Ausdruck noch kein Auge einen Schauer durch die vielköpfige Menge rieseln lassen!

Und nun sang sie — sang, daß der zusammengeschnürte Athem der Zuhörer wie ein Seufzer durch den Raum wehte, durch den Raum, der, so weit er sich auch dehnte, doch ganz und gar ausgefüllt ward von dem unaussprechlich süßen Klang, in dem, zu Wohllaut verwandelt, verklärtes Leid schluchzte und weinte. War das die Verena?

Nein — nicht sie! Ihre Seele war es, die sich aus dem Bann befreit, mit dem Aeußerliches sie gefesselt hatte, ihre Seele, die von der körperlichen Welt,

die für ſie nicht mehr exiſtirte, nichts wußte — für die, bis in's Tiefſte erſchüttert, Zeit und Ort ſeine Bedeutung verloren hatte und die ihr Empfinden ausſtrömt, wie eine tödtliche Wunde das Blut ausſtrömen läßt.

Die Melodie verklang — Ella ſchwieg. Kein Laut war in dem großen Haus zu hören — wie in einem Zauberbann gefangen, ſaßen die Anweſenden regungslos da. Aber als die Sängerin ſich müde und gebrochen zum Gehen wandte, da erweckte dieſe Bewegung, die Allen als ein Meiſterſtück plaſtiſcher Kunſt erſchien, den Beifallsſturm, den nur die tiefſte Erſchütterung einen Moment verzögert hatte. Um ſo zügelloſer tobte und raſte er aber jetzt! Das war kein Applaus — das war ein einziger Aufſchrei Aller, der an Ella's Ohr tönte und ſie in die Gegenwart zurückführte — ein jubelnder Schrei, der ihren Namen nannte, der ſie rief — ſie, der alle dieſe begeiſterten Geſichter zuwinkten, die zu ihren Füßen einen Regen von Blumen niederfallen ſah, welche die Damen ſich von der Bruſt riſſen — — —

Sie blickte um ſich, wie aus einem Traum erwachend. Was war denn geſchehen? Was bedeutete das? Ihr Blick flog in's Orcheſter. Auch von dort jubelte man ihr entgegen. Die Inſtrumente lagen am Boden, und die ganze Capelle, ihr Leiter an der Spitze applaudirte und wehte ihr mit Tüchern zu — — das ganze Künſtlervölkchen war aus Rand und Band gerathen!

Und da kam die Erkenntniß über ſie! Sie fand

ſich wieder. Sie wußte. Die Betäubung, die auf ihr gelegen, war verflogen — und mit ihr die Angſt, die Scheu, die ſie ſonſt vor dem vielköpfigen Schreckniß Publikum erfunden hatte. Ah! ſie hatte gezeigt, was ſie konnte? Ob er jetzt auch noch ſagen würde, daß ſie keine Seele habe?

Mit einem heiß aufquellenden Triumphgefühl blickte ſie in die Loge, in die Jene ihn geſendet — und wieder durchwogte es ſie wie ein Schwindel. Er ſtand vorn an der Brüſtung — weit über den Logenrand gebeugt, als ziehe es ihn nach der Bühne, auf der Ella ſtand, umtobt von dem Beifallsſturm, der nicht enden wollte. Er ſtimmte nicht in denſelben ein. Er blickte ſie nur an. Die gefalteten Hände ſtreckte er in weltentriſſener Verzückung ihr entgegen wie einer Gottheit zu der er bete — und ſeine Augen redeten eine Sprache, auf die ſie mit einem trunkenen Jubelruf hätte antworten mögen. Hinter ihm ſtand Irene Bernau, und legte eben ihre Hand auf ſeinen Arm, ihm mit zuckenden Lippen etwas zuflüſternd. Aber er ſchüttelte ihre Berührung ab als ſtöre ihn ein läſtiges Inſect, und einen Moment vorzog ſich ſein Geſicht zu einer Geberde des Widerwillens, die aber bald wieder jenem Ausdruck der begeiſterten Bewunderung wich, mit der er zu Ella aufblickte.

Die Bernau verließ die Loge.

Ein ſeliger, glücklicher Stolz ſchwellte Ella's Bruſt Und als der Kapellmeiſter an ſein Pult klopfte, um die Melodie wiederholen zu laſſen, durch die Ella das Publikum hingeriſſen — da ſang ſie dieſelbe mit der

Meiſterſchaft, die der Schmerz ſie gelehrt, aber mit der ſelbſtbewußten inneren Ruhe, die durch ihren Erfolg ihr Eigenthum geworden war. Was ſich bei ihr endlich zum Ausbruch durchgerungen hatte, das beugte ſich fortan nicht mehr unter die Herrſchaft deſſen, was ſo lange dem Genius der Künſtlerin die Flügel gefeſſelt!

Nun aber — der hemmenden Bande ledig — nun trug er ſie empor!

Der Abend, ein fortgeſetzter Triumph für Ella, war der Anfangspunkt einer ruhmgekrönten Künſtlerlaufbahn, während welcher Ella Verena nur kurze Zeit — die von ihrem Gatten angebetete Madame Sartori aber durch eine glückreiche Menſchenjugend hindurch die Herzen und die Bewunderung Aller, die ſie hörten gewann!

Penelope.

Eine Künstler-Novellette von Rudolf Czerny.

Einiges ließ es zu wünschen übrig, das Atelier Federigos. Wenn man sich auf Kosten eines halben Lungenflügels die fünf steilen Treppen emporgearbeitet hatte, erreichte man ein dunkles Gelaß; dasselbe sollte eine Küche vorstellen, war aber wohl seit langer Zeit von keinem Herdfeuer durchwärmt worden. Sonntagskindern, und auch diesen nur an besonderen Glückstagen, gelang es manchmal, sich in der egyptischen Finsterniß zurechtzufinden und die Klinke der Thüre zu ertasten, welche zum Allerheiligsten führte.

Dieses Allerheiligste verblüffte durch seine strenge Einfachheit. Das Licht, welches sich mit gewohnter Indiscretion in den engen Raum stahl, fand nur drei Möbelstücke vor; einen rohen Tisch in der Mitte der Kammer, einen eisernen Ofen, der an Epilepsie zu leiden schien, in der einen Ecke der dem Fenster gegen-

überliegenden Wand, und — ein altmodisches Himmelbett mit geblümten Vorhängen in der anderen Ecke derselben Wand. Den letzterwähnten Luxusgegenstand hatte Federigo von einer Tante in Hinterpommern geerbt; er würde ihn nicht veräußert haben und wenn es ihm auch noch so schlecht ergangen wäre. Aber das war nicht der Fall; denn einem Genie geht es nie schlecht.

Das Licht, obwohl bis in die geheimsten Winkel Gemaches leuchtend, fand zu seiner Verwunderung keinen Stuhl vor. Das war auch ganz natürlich; denn die letzten Reste des letzten Stuhles, welchen Federigo besessen hatte, glühten soeben im Ofen noch einmal auf und sanken dann in Asche zusammen. Bei dem leisen Geräusch, welches dieses Verenden begleitete, lief ein Schauer über den Rücken Federigos, ein zweiter über den seiner Frau. Er saß auf dem Tische und schlenkerte mit den Beinen; sie saß auf dem Rande des Bettes, dessen Vorhänge zurückgeschlagen waren. Beide starrten in die erlöschende Gluth.

Fritz Stöger war Photograph gewesen, aber das war die traurige Zeit, in der es ihm gut ging; an diese wollte er nicht gerne erinnert sein. Je mehr er damals mit Bestellungen überhäuft wurde, desto unglücklicher fühlte er sich, er war nicht dazu geboren, die Sonne für sich arbeiten zu lassen; in seiner Brust lebte die Ueberzeugung, daß er bestimmt sei, zur Welt in leuchtenden Farben zu sprechen. Was ihm sein Gewerbe abwarf, verwendete er zu dem hohen Zwecke, aus sich einen Künstler zu machen. Er nahm Privat-

ſtunden und ließ ſich vortragen, was nur an der Akademie gelehrt wurde, er ſuchte den Umgang mit Malern, Profeſſoren und Kunſtſchülern. Wer den Pinſel führte, war ein willkommener Gaſt in ſeinem Hauſe: wer ihn nicht führte, wurde als „niedrige Natur", als „Menſchennull" von oben herab angeſehen.

Ein Leben, wie Stöger es führte, koſtet Geld, und der Photograph wider Willen kam trotz glänzenden Geſchäftsganges zu keinem Vermögen. So würde er ſich wohl nie von ſeiner camera obscura getrennt haben, wenn nicht jene Tante in Hinterpommern ihn zum Erben eingeſetzt hätte. Die Effecten, welche dieſe ſehr ehrenwerthe Dame hinterließ, wurden mit Ausnahme des Himmelbettes von Stöger veräußert; das finanzielle Ergebniß dieſer Unternehmung kam ungefähr dem Jahresgehalte eines kleinen Beamten gleich. Ohne Zaudern entſchloß ſich der hoffnungsvolle Künſtler, ein neues Leben anzufangen. Die Mittel waren da, ſeine Ideale konnten verwirklicht werden. Was er ſelbſt an Apparaten und Requiſiten beſaß, ſchlug er in der kürzeſten Zeit zu den niedrigſten Preiſen los, dann griff er zum Wanderſtabe, um dorthin zu gehen, wo noch jedes Genie ſeine Sanction erhalten hat, nach Rom!

Vor ſeiner Abreiſe nahm er mit ſeiner Perſon noch eine nicht ganz unwichtige Neuerung vor: er verheiratete ſich. Unter den Individuen, welche ſeine photographiſche Thätigkeit unterſtützt hatten, befand ſich ein Mädchen, nicht hübſch, nicht häßlich, eine arme Waiſe von rührender Beſcheidenheit.

Sie war mit der Aufgabe des Retouchirens betraut und löste dieselbe zur vollen Zufriedenheit ihres Dienstgebers. Dieser hätte sie als eine „Menschennull" nicht weiter beachtet, wenn ihre Augen nicht mit Bewunderung an ihm haften geblieben wären, so oft er in ihre Nähe kam; sein interessanter Künstlerkopf hatte es ihr angethan. Da Fritz Stöger nach Bewunderung lechzte, gefiel ihm die Kleine; er begann ihr von seinem eigentlichen Lebenszweck zu erzählen, und als er die Ueberzeugung hatte, daß er in ihren Augen ein completes Meerwunder sei, nahm er sie zur Frau. Er betrachtete diese Ehe als eine Art Anstellung für Helene, eine Anstellung, welche in der Verpflichtung bestand, dem Herrn und Gebieter täglich und stündlich Weihrauch zu streuen.

Die Stadt der sieben Hügel wurde für würdig befunden, die Flitterwochen des jungen Paares anzusehen; sie kam dieser Aufgabe mit Ruhe und Würde nach. Als der Honigmond zur Neige gegangen war, dachte Fritz Stöger wieder an die Menschheit, welche seine Schöpfungen mit Ungeduld erwartete. Er nannte sich fortan Federigo und durchstreifte die ewige Stadt, um nach Vorwürfen zu suchen; das Genrebild — er wußte es ganz genau — war seine Domäne. Da stieß er denn jeden Tag auf ein Sujet und immer übertraf das neueste alle Vorgänger, so daß er stets von vorne anfing. Natürlich hatte er mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; denn da aller Anfang schwer ist und er aus den Anfängen nie herauskam, gehörte sein ganzes Genie und Selbstbewußtsein dazu, um den Kopf oben

zu behalten. Uebrigens producirte er nicht allein, ſondern er docirte auch. Helene, welche ihm zur Seite ſaß, ſo oft er ſich vom Geiſte ergriffen fühlte, mußte in die ganze gewaltige Ideenwelt ihres Mannes eingeweiht werden, in allen techniſchen Behelfen und Kunſtausdrücken zu Hauſe ſein. Sie hörte ihn mit der Geduld eines Engels an, merkte ſich jedes Wort, das von ſeinen Lippen kam, und wagte kaum durch eine ehrlich gemeinte Interjection des Erſtaunens den Redeſtrom ihres ſiegesbewußten Gatten zu unterbrechen.

Als das zweihundertſte Sujet des fruchtbaren Künſtlers durch das nie dageweſene zweihundertunderſte im Keime erſtickt wurde, machte Helene als Verwalterin der materiellen Angelegenheiten in ſchüchterner Weiſe ihrem Manne die Mittheilung, daß die Ueberreſte der Tante aus Hinterpommern verzehrt ſeien, und daß der Erlös für die photogtaphiſchen Apparate eben noch zur Heimreiſe ausreichen dürfte. Der Genremaler begrüßte dieſe Nachricht mit einem wahren Jubelgeſchrei; er erklärte ſeiner ſchlechteren Hälfte, daß er aus zwei Gründen bis jetzt nicht ſehr weit gekommen ſei: erſtens, weil der Reichthum als der geſchworene Feind des Genies zu betrachten; zweitens, weil er, Fritz Stöger, es jetzt deutlich fühle, daß er nur dann groß werden könne, wenn Heimatluft ſeine Stirn umfächle, wenn er, wie Antäus, aus der Muttererde neue Kraft zu ſchöpfen im Stande ſei.

Der Koffer (leider ſieht ſich der Berichterſtatter genöthigt, in der Einzahl zu ſprechen) wurde alſo

gepackt, und nach Hause ging's auf Windesflügeln.

„Wir wollen recht bescheiden anfangen daheim", sagte Fritz auf der Rückreise zu seiner Frau; „ein Atelier, welches, wie jetzt üblich, tausend Nippsachen und Krimskrams enthält, würde mich und mein Talent ersticken."

Und so fing er denn — auf dergleichen verstand er sich ja — sehr bescheiden an mit der schon erwähnten Dachkammer, deren Ausstattung die Gefahr des Erstickens allerdings mit Entschiedenheit fernhielt.

Hier war es, wo Federigo jenes berühmte zweihundertundzweite Sujet in Angriff nahm, das alle Welt in Bewegung gesetzt haben würde, wenn es vollendet worden wäre.

Da ihm aber bald ein noch großartigeres einfiel, blieb vorderhand alle Welt ruhig.

Von dem spärlichen Hausrathe, den Stöger für die Zeit seines Aufenthaltes in Italien bekannten Händen anvertraut hatte, wanderte ein Stück nach dem andern zum Trödler; die Woche zählte für das Ehepaar bereits sieben Fasttage und noch immer drängten sich im Gehirne des großen Malers die überwältigenden Gedanken in solcher Menge, daß er nicht wußte, welchen er zuerst zur Ausführung bringen sollte.

Einst fiel ihm das bleiche, abgemagerte Antlitz seiner Frau auf; er betrachtete sie zum ersten Male seit langer Zeit sorgsamer und diese Prüfung ergab ein Resultat, welches ihn nachdenklich machte; er faßte den ernstlichen Vorsatz, mit einem Bilde zu Ende zu

kommen. Einige Tage malte er mit Feuereifer, dann begann er wieder zu erlahmen; ein Ohnmachtsanfall ſeiner Frau mußte ihn erſt zu neuer Thätigkeit anſpornen und nun vollendete er wirklich das Bild: „Katzen auf der Lauer“. Er verſah daſſelbe mit der Aufſchrift: „Verkäuflich“ und ſchickte es in die Ausſtellung. Da eine fabelhafte Summe zu erwarten ſtand, durchwärmte er heiteren Muthes — die Kälte war grimmig — das Atelier mit Trümmern ſeines zerſtückten Mobiliars.

Die „Katzen auf der Lauer“ wurden von der Commiſſion zur Ausſtellung nicht zugelaſſen.

Dieſe Nachricht war es, welche Federigo veranlaßt hatte, ſich auf den Tiſch zu ſetzen, mit den Beinen zu ſchlenkern und in die erlöſchende Gluth zu ſtarren; dieſe Nachricht war es, welche der Frau in alle Glieder fuhr, ſo daß ſie, unfähig, ſich länger aufrecht zu erhalten, auf das Bett ſank und dort lange in tiefes Sinnen verſunken blieb.

Nicht als ob ihr die traurige Botſchaft eine Enttäuſchung bereitet hätte. Federigos Zukunft war für ſie unantaſtbar geweſen, ſo lange er nur faſelte und ſich zu großen Thaten rüſtete; von dem Augenblicke an, wo eines ſeiner Projecte beſtimmtere Geſtalt annahm, da wußte ſie es, daß er in thörichtem Irrwahn befangen war. Nun hatte der Blitzſtrahl eingeſchlagen und ſie ſchwer getroffen; denn ein Unglück iſt deßhalb nicht leichter zu tragen, weil man es erwartet hat. Die Erſchütterung ließ ihre Gedanken weiter ausgreifen; ſie flüchtete ſich aus dem gegenwärtigen Elend

in eine glücklichere Zeit, in die ſonnigen Tage ihrer Kindheit.

Als Mädchen hatte ſie mit Leidenſchaft gezeichnet und gemalt; ein verſtändiger Mann hatte ihren Eltern den Rath ertheilt, das Talent der Tochter ausbilden zu laſſen. Vielleicht wäre das auch geſchehen; aber da kamen kurz nacheinander zwei Todesfälle, die ſie zur Waiſe machten und in die traurigſte Nothlage verſetzten. Es war in ihren Augen ein großer Treffer, als ſie in einem photographiſchen Atelier Unterſchlupf fand; ein noch größerer, als ihr Dienſtgeber ſich für ein Genie jener Sorte ausgab, die ſie am höchſten verehrte, und mit ihr in herablaſſendſter Weiſe über ſeine unerhörten Fähigkeiten ſprach; der größte, als ſie die Gattin des Genies wurde. Dieſes Ereigniß kam ihr völlig romanhaft vor und bewies ihr, daß man das Unerhörteſte erleben kann, wenn man nur Glück hat.

Als dann ihr Mann ſie in Rom über ſeine Kunſt aufklärte, als ſie Alles ſchnell begriff und das Gefühl hatte, längſt Bekanntes zu hören, durchſtrömte ſie kräftiges Wohlbehagen. Manchmal glaubte ſie, etwas beſſer zu wiſſen als Federigo, aber nie wagte ſie es, ihn das merken zu laſſen; manchmal wollte ſie ihm einen Rath ertheilen, ihm vorwärts helfen, aber nie nahm ſie ſich heraus, dieſes Vorhaben auszuführen; manchmal kam es mit faſt unwiderſtehlicher Luſt über ſie, ihm das Arbeitsgeräthe aus der Hand zu nehmen und an ſeiner Stelle zu ſchaffen, aber ein Blick auf das imponirende Künſtlerhaupt ihres Gatten reichte

hin, daß ſie dieſes Verlangen als ein ſinnwidriges niederkämpfte.

Nun aber kam es doch wieder; aus dem tiefſten Elend wuchs es heraus, mächtiger, verführeriſcher denn je. Wie, wenn ſie, ſie ſelbſt es verſuchte?

„Noch habe ich eine Leinwand übrig," grübelte Federigo; „ſie ſoll mich berühmt machen und jenen Pfuſchern, die mich in ihrer Mitte nicht aufnehmen wollen, zeigen, daß ich thurmhoch über ihnen ſtehe!"

Damit ſtreckte er drohend ſeinen Arm aus, ſo raſch und gewaltſam, daß ſein nicht mehr neues Wams in der Aermelnaht platzte. Dieſes kleine Ungemach bewirkte, was das große nicht im Stande geweſen war; es beugte Federigos Titanentrotz und zwei wirkliche Thränen rannen über ſeine Wangen, während er auf den Schaden herniederſah, den ſein beſtes Kleidungsſtück genommen hatte,

Nach einer langen Pauſe trüben Sinnens ſagte er wie gebrochen: „Ich will mir ſelbſt das Wams flicken; zu anderer Arbeit tauge ich ohnedem nicht mehr in dieſer Welt!"

„Wir haben weder Nadel noch Zwirn im Hauſe," fiel Helene ein.

„So geh' zur Nachbarin und bitte ſie, uns auszuhelfen."

Und als ſeine Frau ſofort dieſem Anſinnen nachkam, rief er noch hinter ihr drein: „Du kannſt ja ſagen, wir hätten zufällig nur Seide vorräthig und wollten um einer Kleinigkeit willen nicht erſt fünf Treppen ab- und aufſteigen."

Helene brachte das Verlangte und ſchickte ſich an, ſelbſt das auszuführen, was ihres Amtes war; er aber ſträubte ſich dagegen und wiederholte nur mehrmals: „Laß mich! Zu anderer Arbeit tauge ich ohnedem nicht mehr in dieſer Welt!“

Sprach's, entledigte ſich des ſchadhaften Wamſes und ſetzte ſich auf den Fußboden, damit das in ziemlicher Höhe durch das Dachfenſter einfallende Licht auf ſeine Arbeit herniederleuchte. Dann begann er unter vielen Seufzern und mit großer Umſtändlichkeit das ungewohnte Werk. Als er den Faden gar ſo lange nicht durch das Nadelöhr brachte, wollte ihm Helene wieder beiſtehen, aber hartnäckig wies er ihre Hilfe zurück. So beſchied ſie ſich denn und beobachtete ihn mit ſtillem Erbarmen.

Die Originalität des Künſtlers war in dieſem Augenblicke über allem Zweifel erhaben und von zwingender Komik; die ſtumme Zuſchauerin vergaß allmälig ihr Leid über dem Bilde, das ſich ihr darbot. Dieſes Bild ſetzte ſich feſt in ihr, wie etwas, das beſtimmt war, zu bleiben.

Von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, gedachte Helene der einzigen, der letzten Leinwand, welche dem Künſtler noch zur Verfügung ſtand. Vielleicht konnte dieſelbe wirklich Rettung bringen, nur in anderer Weiſe, als Federigo es gemeint —?

Helene griff mit den Händen an die Schläfen, es hämmerte in ihrem Kopfe.

Die Eva, lange unterdrückt, war lebendig geworden in ihr und brachte mit ſich ihre Ausſtattung: Liſt

Heimlichkeit und die romantiſche Sehnſucht nach dem Ungewöhnlichen; mochte der Verſuch immerhin mißlingen, gemacht werden ſollte er doch, und zwar auf der Stelle.

Sie ſchleppte die Leinwand, ſowie die Maler-Utenſilien ihres Gatten in das verſchwiegene Dunkel des ringsumſchloſſenen pommerſchen Erbſtückes: Federigo merkte es nicht, tief über ſeine Arbeit gebückt, die ihm den Schweiß auf die Stirne trieb. Als ſie glücklich ſo weit war, ſchob ſie den Vorhang vor dem Bette bis auf einen ſchmalen Spalt zuſammen, der ihr den Anblick ihres Mannes gewährte. Dann lehnte ſie die Leinwand an das Kopfende des Bettes und arbeitete im Halbdunkel rüſtig darauf los, beſorgt, durch kein Geräuſch das unbewußte Modell aufmerkſam zu machen.

„Helene, biſt Du da?“

Es war eine geraume Zeit des Schweigens verſtrichen, als dieſe Frage erklang; der Frau hinter dem Vorhang ſchien es eine Minute. Sie ſchrak zuſammen und ſchob mit nervöſer Haſt Alles, was ihre geheime Thätigkeit verrathen konnte, unter das Bett. Dann trat ſie unbefangen ihrem Manne entgegen, um ſeiner Arbeit ihre Bewunderung zu zollen. Den Reſt dieſes denkwürdigen Tages verbrachte das Ehepaar recht ſtill. Beide waren mit ihren Zukunftsplänen beſchäftigt. —

Mit Verletzung aller ſchuldigen Rückſichten betreten wir zur Nachtzeit wieder das Atelier, nähern uns unter freundlicher Beihilfe des einfallenden Mondlichtes unhörbar der Lagerſtätte des Künſtlerpaares und ſind ſo unverſchämt, mit einem Auge durch ein Gebreſte des

geblümten Bettvorhanges zu blinzeln. Federigo ruht im tiefſten Schlafe und ein ſägemühlartiges Geräuſch gibt Zeugniß von der nicht allzu tief geſtörten Harmonie dieſer herrlichen Seele. Helene aber ſitzt halb aufrecht und ſtarrt mit großen Augen vor ſich hin; nach einiger Zeit ſtiehlt ſie ſich leiſe vom Lager und unterzieht das Wams ihres Mannes einer eingehenden Prüfung. Lächelnd und mit leichter Mühe ſtellt ſie den Schaden an demſelben wieder her; mit den Fingern kann ſie die nur ſchwach verbundenen Theile von einander trennen, ja, ſie thut noch ein Uebriges und reißt die Naht weiter auf. Der Mond lacht dazu in ſeiner dummen Weiſe. Dann begiebt ſich Helene wieder zurück an die Seite ihres Gatten und erwartet dort in fieberhafter Aufregung den Tag.

Als Federigo erwachte, war ſeine gedrückte Stimmung verſchwunden; er beſchloß, eine Nebenbeſchäftigung zu ſuchen, die ihn und ſein Weib vor Nahrungsſorgen ſchützen könnte; Hauptzweck ſeines Daſeins ſollte nach wie vor die Kunſt ſein. Damit fuhr er in ſein Wams und bemerkte das vergrößerte Uebel; triumphirend ſagte er zu ſeiner Frau: „Siehſt Du, Helene, daß ich zu proſaiſcher Thätigkeit nicht geboren bin; welche Mühe habe ich geſtern auf dieſe Arbeit verwendet und nun iſt das der Erfolg!“ Er ſagte es mit wahrem Behagen und reichte das Kleidungsſtück ſeiner Frau, damit dieſe eine dauerhaftere Reparatur an demſelben vornehme.

Helene war bitter enttäuſcht. Sie hatte auf eine anhaltende Melancholie Federigos ſpeculirt und das

nächtliche Zerſtörungswerk nur deßhalb verübt, damit ihr der bekümmerte Gatte noch einmal als Modell ſitze. Schwer aufſeufzend kam ſie ſeinem ſtummen Befehle nach; dann hieß er ſie ihn begleiten und mit ihm nach einem Erwerbe ſuchen.

Spät am Abend kamen beide todtmüde heim; ſie hatten nichts gefunden und nur die traurige Erfahrung gemacht, daß man ihnen auch nirgends mehr borgen wollte.

Da begann ſogar Federigo's Optimismus wankend zu werden; lautlos begab er ſich zu Bett. Helene, von dieſem Schweigen das Beſte hoffend, wiederholte den Streich der verwichenen Nacht; wie weiland Penelope zerſtörte ſie die Arbeit, welche ſie ſelbſt am Tage vollbracht, dann harrte ſie mit Bangen des kommenden Morgens. Als Federigo erwachte, lag ſie anſcheinend in tiefſtem Schlafe; das hinderte ſie nicht, unter den halbgeſchloſſenen Lidern hervor ſeine Bewegungen zu verfolgen, während er Toilette machte.

Gramverſtört gewahrte Federigo, daß auch ſeine Frau nicht beſſere Arbeit geleiſtet hatte, als er ſelbſt; es lag wie ein Fluch auf dieſem Wamſe. Sollte er ſeine Frau aus dem Schlafe aufſtören, deſſen ſie ſo ſehr bedurfte? Nein! Wenn ſie erwachte, ſollte ſie ihn unterſtützen, vorderhand konnte er ja die läſtige Arbeit allein beginnen. Er that es mit derſelben Unbeholfenheit wie das erſte Mal.

Sobald Helene ihn beſchäftigt ſah, zog ſie die Leinwand hervor und ging mit Feuereifer an das Werk. Als Federigo das ſeine beendet hatte, da

brauchte ſie ihn nicht mehr, um das Bild zu vollenden. Flugs ſchob ſie daſſelbe an die alte Stelle und „athmete lang und athmete tief“, als ob ſie noch immer ſchliefe. Er ſchlug den Vorhang zurück und betrachtete ſie eine Weile; dann ſagte er: „Wie gut ſie ſchläft! Ich will heute allein gehen und mich nach Erwerb umſehen, vielleicht kann ich ſie bei meiner Heimkunft mit einer frohen Nachricht überraſchen.“ Damit ging er.

Helene aber malte und malte den ganzen Tag, bis er kam und nun wirklich die Nachricht brachte, daß er mehrere Wochen lang Schreiberdienſte thun würde. Sie zeigte eine ſolche Freude bei dieſer Kunde, daß er ſie ganz verdutzt anſah und fragte, ob ſie etwa an ſeinem Künſtlerberufe zweifle. Wenn dem ſo ſei, werde er ſie bald eines Beſſeren belehren; ſo oft er von dem freudeloſen Geſchäft des Abſchreibens heimkehre, werde er ſeine Leinwand nehmen, die letzte, ha! und dann —

Dieſe Drohung ging glücklicherweiſe nicht in Erfüllung. Federigo war am Abend immer ſo ermüdet, daß er nach der Leinwand nicht einmal fragte.

Helene vollendete das Bild und trug es zu einem der ehemaligen Freunde ihres Mannes. Der betrachtete das Gemälde und die Malerin mit gleich großem Erſtaunen, leiſtete mit höchſteigener Hand dem Kunſtwerk freundliche Nachhilfe und befürwortete kräftig die Aufnahme deſſelben in die Ausſtellung. Dort errang Nummer 432: „Künſtler bei ungewohnter Arbeit“ großen Erfolg und wurde von einem hohen Herrn um eine anſehnliche Summe gekauft. Erſt als Helene ihrem Manne das Geld vorzählte, erfuhr dieſer die Neuigkeit.

Das Ereigniß ging ihm tief zu Herzen, er ſchämte ſich ein wenig vor ſeiner Frau. Sollte er nicht doch den Beweis erbringen, daß er hinter ihr nicht zurückſtehe? Anfangs war er dazu entſchloſſen, dann ließ er ſich doch überreden, in eine niedrigere Sphäre herabzuſteigen: er nahm von Penelope Geld an und wurde wieder, was er einſt geweſen: Photograph. Als ſolcher fühlt er ſich nicht ganz glücklich; bisweilen, wenn Freunde in ſein Haus kommen und ihn zu dem wachſenden Ruhme ſeiner Frau beglückwünſchen, nimmt Federigo eine düſtere Miene an und ſagt im Tone ſchmerzlicher Reſignation: „Ich könnte ihr Concurrenz machen, aber ich will es nicht thun, denn ich liebe ſie zu ſehr!“

Und da hat Federigo ganz Recht.

Die Madonna.

Eine Künſtlernovelle von **Paul Block.**

Die Beſucher der Kunſtausſtellung waren zufrieden; das war doch wieder einmal ein Bild, über welches ſich ſprechen ließ!

„Dieſe Seele, dieſer Ausdruck!“ ſeufzten die jungen Mädchen.

„Ein rechter Troſt, daß in dieſer Zeit der Bacchantinnen und ſonſtiger unmoraliſcher Frauenzimmer ein frommes Gemüth noch einmal eine Madonna malt!“ ſagten die alten Damen.

„Brillante Technik!“ lobten die Kritiker.

„Mit der Technik geht's, das bringen andere Leute auch noch fertig!“ meinten die Künſtler; aber ſie ſetzten anerkennend hinzu: „Das Bild iſt gut — es liegt Etwas darin — Etwas, das nicht durch den Pinſel hineingekommen iſt!“

Nur wenige Menſchen gab es, die nichts zu dem

vielbeſprochenen Gemälde ſagten; aber es war ſeltſam, daß gerade dieſe lange Zeit vor ihm ſtanden und, wenn ſie endlich von dem Gedränge der Neugierigen nach einer anderen Richtung davongeſchoben wurden, dennoch nach einer halben Stunde, wie von einer unbezwinglichen Gewalt gezogen, wieder zu dem alten Platze zurückkehrten. Dieſer Platz war ganz gewiß nicht beſonders bequem; das Bild hing in einer der engſten Niſchen des großen Saales, allerdings in ziemlich günſtigem Lichte, aber ſonſt durch zwei rieſige hiſtoriſche Greuelthaten an ſeinen Seiten faſt ganz erdrückt. Und doch wendeten ſich alle Augen von der Metzelei links und den prunkenden Stoffen rechts bald nach dem kleinen, beſcheidenen Gemälde im braunen Holzrahmen, das im Katalog die Nummer 277 und die Bezeichnung „Die Madonna“ von Leo Leekens trug. Man wußte im erſten Augenblicke nicht recht, was an dem Bilde auffiel.

Ein junges Weib in blauem, faltigem Gewand, die zarten Hände zwanglos im Schooße gekreuzt und aus großen dunklen Augen mit einem Blick, der aus Unſchuld und Hoheit gemiſcht ſcheint, in die Ferne ſchauend; von dem dunklen Hintergrund fällt durch eine Fenſterniſche, die nur zum Theil ganz oben am Rande ſichtbar wird, ein Sonnenſtrahl auf die Geſtalt und umwebt das liebliche Haupt mit einem ſanften, goldigen Schein: das war Alles. Kein Chriſtuskind, keine Wolken mit Engelgeſtalten, keine Gloriole zeugten von der Bedeutung dieſer Erſcheinung, und doch, ohne daß man in den Katalog zu ſehen brauchte, war es

Jedem ohne weiteres Nachdenken klar, daß so die erhabene und unschuldvolle Jungfrau aussehen mußte, der die tiefsinnige und wunderbare Aufgabe zu Theil ward, die Erde mit dem Himmel zu vermählen.

„Es ist ganz außerordentlich!“ sagte Graf Menken, der alte liebenswürdige Protector junger Talente. „In dem Maler dieses Bildes steckt eine Genie, effectiv ein Genie, lieber Professor! Und dazu dieser unbekannte Name: Leekens! Leekens — das klingt so holländisch — freilich, das Bild hat auch etwas von der großartigen Einfachheit der alten Niederländer!“

„Dennoch ist Leo Leekens ein Deutscher“, antwortete der Professor. „Kein Jüngling mehr, ein Mann von dreißig Jahren, der auch schon einige Male in die Oeffentlichkeit getreten ist. Allerdings hat er trotz tüchtiger Leistungen erst mit diesem Bilde einen Erfolg errungen.“

„Na, ich bitte Sie, wenn das keinen Erfolg erringen soll! Weiß Gott, unsere Zeit ist banausisch genug, aber zuweilen läßt sie sich doch aufrütteln. Sehen Sie nur diese wunderbaren Augen, dieses Kinn, das sich so weich und doch so plastisch von dem schlanken Halse abhebt; man könnte ja rein des Teufels werden, wenn das Gesicht nicht wieder so unendlich hoheitsvoll und fromm wäre. Es ist gar nicht möglich, daß der Mensch ein Modell gehabt hat! Denn daß ein Weib mit solchem Antlitz in unserer Zeit existirt, auf unseren langweiligen Trottoirs mit Hilfe von zollhohen Stöckelschuhen herumstelzt und vielleicht gar einen solchen Thurm von Babel, wie er jetzt Mode ist, auf

dem himmlischen Haar trägt, das ist einfach undenkbar!“

„Sie irren, Herr Graf: dieses Antlitz ist nach dem Leben gemalt!“

„Aber dann ist der Mensch ja beneidenswerth! Dann ist er ja gottbegnadet! Dann ist er ja ein Krösus —“

„Leo Leekens ist arm.“

„Natürlich! natürlich! Wir züchten ja den Genius durch Hunger groß! Aber, Gott sei Dank, noch giebt es neben den Vielen, die helfen können, auch noch einige Wenige, die helfen wollen! Sagen Sie mir die Adresse dieses Leekens, lieber Professor — führen Sie mich zu ihm — das Bild muß in meine Galerie und wenn es mein halbes Vermögen kostet!“

Der alte Herr war so voll Eifer und Begeisterung, daß er gar nicht bemerkte, wie traurig und düster das Gesicht des Professors wurde.

„Nun, wo wohnt er? Ich will ihm auf die Beine helfen —“

„Ihre Hilfe kommt zu spät, Herr Graf; Leo Leekens wohnt im Irrenhause.“

Der alte Kunstliebhaber ließ die Lorgnette sinken und wurde ganz blaß.

„Na, hören Sie mal! Das ist ja — oh — oh — diese Zeit, diese Zeit! Ein Mensch, der solch ein Bild malen kann, verrückt! Aber wie? Warum?“

„Eben dieses herrliche, dieses, sein letztes Werk, hat seinen traurigen Zustand veranlaßt. Aber ich sehe Ihre Spannung und ich kenne Ihr warmes, gütiges

Herz ... Ich will Ihnen die Geſchichte dieſer Madonna erzählen. Es iſt noch ſtill in den Sälen; die meiſten unſerer kunſtfreundlichen Großſtädter ſind wohl noch bei der Toilette. Hier: ſetzen wir uns auf dieſen Divan, unter dem Banne dieſer ‚unſchuldigen und hoheitsvollen‘ Augen, — nicht wahr, ſo ſagten Sie, Herr Graf? Und nun vernehmen Sie denn, warum der arme Leekens wahnſinnig geworden iſt.

— — — — — — — — — — — — — —

Leo Leekens war von jeher ein excentriſcher Menſch. Er hatte ſich aus ärmlichen Verhältniſſen herausgearbeitet und Alles, was er an Wiſſen und Können beſaß, ſelbſt und aus ſich allein erworben; deshalb hatte ſich in ihm, wie in allen Autodidakten, ein faſt kindlicher Glaube an ſeine eigene Kraft feſtgeſetzt — ein Glaube, dem etwas Rührendes, zuweilen aber auch etwas Erhabenes anhaftete.

Er meinte, mit Fleiß und Ausdauer, mit ehrlicher Begeiſterung und freudigem Eifer Alles erringen zu können; und, wenn dieſe Meinung ſich auch faſt immer als irrig erwies, wenn auch die meiſten ſeiner Hoffnungen rettungslos ſcheiterten — niemals gab es eine Stunde, in der ihn der Glaube verließ, daß in irgend einer abſehbaren Zeit das Gute und Wahre anerkannt werden müßte.

Denn er war ſo ganz unmodern, daß er einem Ideale nachſtrebte und, was gewiß noch weniger zeitgemäß iſt, daß er ein Ideal in allen Dingen, die ihn berührten, zu ſehen meinte: er glaubte an ideale Kunſt, ideales Verſtändniß — ideale Menſchen.

Und mit dieſen Idealen zuſammen bewohnte er eine Manſarde draußen vor dem Thor, die er wegen des guten Lichtes gemiethet hatte und durch deren hohes Fenſter eiſiger Nordwind blies. Das Haus beſtand nur aus Holz, weil es auf dem Feſtungsrayon errichtet war, und die Bretter, die im Sommer von der glühenden Sonne ausgetrocknet wurden, athmeten im Winter eine zitternde Kälte aus. — Der Künſtler merkte freilich von Hitze und Kälte ſehr wenig; wenn auch ab und zu einer ſeiner wenigen Freunde ihn zur Benützung einer geſünderen Wohnung bewegen wollte: er widerſtand allen Gründen mit jenem freundlich kindlichen Lächeln, das ſeinem großen, von buſchigem Bart umſtarrten Geſicht ſo gut ließ. Und wenn er wirklich einmal etwas von den Einwirkungen der Witterung empfand, zauberte er im Winter eine glutheiße Tropenlandſchaft, im Sommer eine Partie aus dem Polarmeer mit Robben und Eisſchollen mit einigen kräftigen Pinſelſtrichen an die Wand und lachte von Herzen, wenn man über dieſe Art, ſich mit den Unbilden des Wetters abzufinden, billig erſtaunt war.

Immer war er fröhlich und gut gelaunt; die Phantaſie ſchuf ihm ſein kärgliches Mahl zu Nektar und Ambroſia, und um den Erwerb kümmerte er ſich wenig. Niemals arbeitete er nach einem gewiſſen Auftrag und er hätte ſicherlich verhungern müſſen — vielleicht ohne darauf zu achten — wenn nicht zuweilen irgend eines ſeiner Bilder durch einen Freund verkauft worden wäre. Bei einem ſolchen Ereigniß war es ein faſt luſtiger Anblick, zu ſehen, wie unangenehm er durch

eine Bezahlung berührt wurde; er sträubte sich dagegen, das Geld zu nehmen, und es gab kein anderes Mittel, seinen Lebensunterhalt zu ermöglichen, als daß ein Freund die Regulirung der Miethe und der sonstigen Ausgaben übernahm.

In der letzten Zeit war ich es, dem diese Aufgabe zu Theil wurde, und wenn ich auch schon früher den seltenen Menschen aufrichtig gern gehabt hatte, damals trat ich ihm so nahe wie wohl kein Anderer.

Ich erkannte mit Bewunderung das große, glühende, weltfremde Herz, das in dem unscheinbaren Körper schlug, und war oft betroffen durch die Fülle geistvoller und treffender Bemerkungen, die seinen Lippen in meistens barocker Form entströmten. Auch er schien mich lieb zu haben; wenigstens nannte er mich „Freund" und „Du", was er nur selten einem Menschen gegenüber that — dann aber auch ohne Weiteres, ohne jedes formelle Brüderschafttrinken und dergleichen Allotria. — Ich habe immer das Talent gehabt, ein guter Hörer zu sein, und dies Talent war ihm gegenüber ganz an seiner Stelle; denn so schweigsam er auch im Allgemeinen war — wenn er auf seine Pläne kam, konnte er sich eine Stunde lang in begeisterten Worten ergehen, die zuweilen grotesk wirkten, wenn man die langen Arme feurig gesticuliren und den ganzen kleinen Körper wie von Elektricität durchstrahlt zucken sah. Dennoch habe ich niemals einen Menschen gesehen, der es fertig gebracht, ihm in's Gesicht zu lachen — bis auf Einen.

Doch davon später.

Leo Leekens trug ſich damals mit dem Gedanken an ein Bild, in das er ſeine ganze Seele legen wollte.

„Alles, was ich beſitze, Freund", ſagte er. „Herz, Verſtand, Empfindung, Glauben, Wiſſen — kurz, wie ich ſagte: Alles, was ich beſitze. Es ſoll die Madonna werden — aber nicht die Madonna mit dem Chriſtuskind, wie ſie gewöhnlich gemalt wird. Weißt Du, wenn man ſie in dieſer Weiſe malt, ſo muß natürlich der göttliche Knabe die irdiſche Mutter überſtrahlen; das aber gerade erſcheint mir nicht richtig. Ein Kind mag ein Gott ſein gegenüber der ganzen Welt — es muß immer ein Kind bleiben gegenüber ſeiner Mutter. Eine Mutter, und wäre ſie das niedrigſte, ärmſte Weib, hat es immer viel näher zur Göttlichkeit, als ein Kind. Deshalb will ich kein Kind auf meinem Bilde. Auch Engel ſollen nicht dabei ſein. Was ſind Engel? Engel ſind die guten, lieben und großen Gedanken, die in der ganzen Welt herumflattern und mächtige, aber auch ganz beſcheidene Dinge vollbringen. Deshalb will ich meine Madonna ſo malen, als wenn ſie die herrlichſten dieſer Gedankenengel vor Augen ſähe — aber nur ſie allein und kein Anderer mehr, denn ſonſt müßten ſie körperlich dargeſtellt werden, und Jungen mit Flügeln am Rücken ſind weder natürlich noch ſchön. Und auf Wolken ſoll ſie auch nicht ſitzen, ſondern auf unſerer irdiſchen Welt: aber ſo, als ob ſie über alles Menſchenleid hinüber gerade in den Himmel hinein ſchaue — Du verſtehſt mich ſchon: in irdiſcher Schönheit, aber von der Ahnung himmliſcher Erhabenheit umſtrahlt. Und als Gloriole nehme ich

die einzige echte goldene, die es giebt, die liebe Frau Sonne. O, ich weiß, wie es wird — ich sehe meine Madonna vor mir sitzen, Camerad und wenn ich sie nur erst in Wahrheit gefunden habe, will ich sie schon rasch genug auf die Leinwand hexen!"

Ich sprach meine bescheidenen Zweifel daran aus, daß er in unseren Tagen irgend ein Weib finden würde, welches seinem Ideal entspräche; er aber lachte nur und antwortete frohgemuth:

„Keine Sorge, Freund — ich weiß, daß ich meine Madonna finde."

Und nun trieb er sich tagelang in den Straßen der Stadt, an Vergnügungsorten, kurz überall, wo er Menschen sehen konnte, umher.

Es war ein eigenthümliches Bild, die kleine zierliche Gestalt mit dem großen Kopf so herumwandeln zu sehen, die Hände in den Taschen seiner Jacke und aus seinen Künstleraugen Jedem scharf in's Gesicht blickend.

Leekens kümmerte sich indeß sehr wenig um die erstaunten Gesichter der Menschen und suchte weiter nach seinem Ideal — unermüdlich, immer hoffnungsfreudig.

Und an einem Augustabend stürmte er in mein Atelier und rief, ohne sich nur Zeit zu lassen, den Calabreser vom Kopf zu nehmen:

„Freund — ich bin ein Glücksmensch — ich habe sie gefunden!"

„Wen denn?" fragte ich erstaunt, denn ich hatte sein Vorhaben bereits vergessen.

Er ſah mich gutmüthig beleidigt an.

„Nun, bei den Göttern — wen anders als meine Madonna!“

Ich blickte überraſcht auf.

Er aber, ohne mir Zeit zu laſſen, noch eine Frage zu thun, drückte mir den Hut auf den Kopf und zog mich fort.

„Komm' nur,“ ſagte er, „Du ſollſt ſelbſt ſehen.“

Erſt auf der Straße begann er mir Näheres zu erzählen — in ſeiner abgebrochenen Art; aber doch ſo von freudiger Erregung durchzittert, daß ich es ihm anmerkte, das Mädchen, von dem er ſprach, müſſe einen ganz außerordentlichen Eindruck auf ihn gemacht haben.

„Es iſt mir gegangen, wie es Allen zu gehen pflegt, die auf eine große Entdeckung aus ſind — ſie ſuchen mit Eifer, mit Begeiſterung lange Zeit vergebens, bis ſie ſchließlich, wenn ſie ſchon am Erfolge verzweifeln, ganz zufällig das Rechte finden. Das heißt, der Vergleich paßt nur zum Theil — ich bin durchaus nicht verzweifelt geweſen, nur verwundert über die merkwürdigen Geſichter, die ich fand. Tolle Zeit! Ich glaube, die Welt producirt nur noch für den Bleiſtift; alle Menſchen, die ich geſehen habe, ſind Skizzen — aber das mag wohl nur an der Menge liegen, die man zu Geſicht bekommt: die Wenigen, die für den Pinſel und die Leinwand geboren ſind, bleiben für ſich allein. Aber ich wollte Dir ja von meiner Madonna erzählen, von meinem entdeckten Schatz, von dem Ideal unſterblicher Schönheit, das

aus dem göttlichen Cinquecento noch für unſer Uebergangsjahrhundert zurückgeblieben iſt! Alſo — ich hatte ſchon alle Wege und Straßen durchwandert und mich an der merkwürdigen Nachkommenſchaft ergötzt, welche die beiden Hauptgottheiten Eurer Zeit — die Mode und der Mammon — in ihrer wilden Ehe erzeugt haben: an jener ſtillbeſcheidenen Pruderie, hinter deren niedergeſchlagenen Wimpern eine bacchantiſche Luſt hervorlacht, an der weintollen, derben, ja rohen Ausgelaſſenheit mit warmem Herzen und ſentimentalen Thränenſchauern, an greiſenhaften Jünglingen, jugendtollen Greiſen und dergleichen Abnormitäten mehr. Aber wo bleibt die Madonna? fragſt Du — keine Sorge! — nur von der Zeit will ich Dir noch etwas ſagen. Ich will gar nicht ſchelten auf ſie, wenn ich ſie auch nicht gerne meine Zeit nennen möchte; ſie iſt groß und intereſſant, aber man muß ein Anatom ſein, um alle ihre Geheimniſſe zu ergründen, oder wenn man ſie ſchon als Kunſtwerk betrachten will, ſo macht ſie ſich am beſten als Panorama — es gehört ein Kunſtſtück dazu, um ihre Kunſt recht begreifen zu können.

Aber nun komme ich wirklich auf meine Geſchichte; freilich, eine Geſchichte iſt's nicht ſo eigentlich, ſondern ein Erlebniß, aber weißt Du, für uns und unſere Collegen von der Feder wird leicht ein jedes Erlebniß zur Geſchichte und dies — nein, Du, lache nicht! Ich weiß, daß ich vom Hundertſten in's Tauſendſte komme, aber denke Dir, was für ein Demant das Weſen ſein muß, in deſſen Brennpunkt alle dieſe heterogenen Strahlen zuſammenlaufen! Und nun mirklich: haſt

Du ſchon einmal eine Taube lachen gehört? Mach um des Himmelswillen kein ſo erſtauntes Geſicht — jeder Menſch ohne Bart ſieht dumm aus, wenn er erſtaunt iſt — die Taube und ihr Lachen gehört durchaus zu meiner Geſchichte. Denn ein Geräuſch, wie ein ſolches Taubenlachen, zwang mich, auf meinem Wege nach Hauſe ſtehen zu bleiben. Es klang mir gerade in der Ecke zwiſchen den beiden gräßlich verbauten Villen in die Ohren, zwiſchen jenen Villen, die ſich quer vor mein Tusculum lagern und zwiſchen deren von hölzernen Zäunen umwackelten Höfen die enge Straße geht, die zu meinem Luftſchloß führt. Alſo in dieſer Ecke, die mir bisher eher langweilig als merkwürdig erſchienen war, vernahm ich das girrende Lachen und es fuhr mir durch das Ohr direct bis in's Herz hinein; da ſitzt Deine Madonna, rief es ganz deutlich. Natürlich ſprang ich ſofort an den Zaun — es war der linke — der mir mit großer Liebenswürdigkeit eine ganze Menge von Löchern und Spalten zur Verfügung ſtellte. Dennoch ſah ich zuerſt nichts als einen großen gelbrothen Hahn, der mit hochgehobenen Beinen um eine Schaar von Hennen herumſtolzirte, ein Anblick, der einen Hondekoeter entzückt haben würde, mich aber nicht weiter feſſeln konnte. Ich ſuchte deshalb etwas mehr nach der Seite und da — Menſch! — Freund! — nun ich kann es nicht ſchildern, wenn ich nicht jedes Wort in einen Pinſelſtrich zu verwandeln vermag! Sie ſaß da, auf nichts Anderem, als auf einer einfachen, hölzernen Treppe, aber in der ganzen, ſüßen, unſchuldigen, hoheitsvollen

Schönheit, wie ich sie in meinen Träumen gesehen.

Ich wäre im ersten Entzücken sicherlich über den Zaun gesprungen, wenn nicht von innen heraus eine Stimme, wie eine knarrende Thür gerufen hätte: „Marie! Marie!“ Der Name durchzuckte mich wie eine neue Offenbarung. Natürlich, wie konnte sie anders heißen, die Hohe, die Herrliche, die herabgestiegen war in ihrer himmlischen Schönheit, um dem sehnenden Verlangen meiner Kunst Erhörung zu bringen! Ich wußte, jetzt kam sie zu mir, jetzt reichte sie mir lächelnd die Hand, ich zog in Gedanken bereits die Contouren ihres göttlichen Antlitzes mit zitterndem Finger nach, da riß mich wieder die gellende Stimme aus dem Traum. „Marie!“ rief es noch einmal.“

Leekens hielt inne; seine Brust hob sich, seine Augen sahen betrübt zu Boden.

„Und was that Deine Madonna?“ fragte ich. Er sah mich verlegen lächelnd an.

„Sie ergriff einen Wassereimer und ging in das Haus,“ sagte er. „Es war eine sehr gewöhnliche Handlung und im Anfang war ich etwas betroffen; aber schließlich sagte ich mir, daß gerade in dieser Demuth wieder etwas Entzückendes lag, und lief selig nach Hause, um den ganzen Abend über nichts Anderes zu thun, als die reizenden Züge nach dem Gedächtniß zu zeichnen. Natürlich ging es nicht — solche Züge! Und nun beschloß ich, den Ihr unpraktisch scheltet — übrigens die größte Schmeichelei, die man heute einem Menschen mit einem Herzen im Leibe sagen kann — nun beschloß ich, einmal Euch zum Trotz recht weltklug

zu ſein. Ich ſchenkte dem Hausmeiſter Alles, was ich gerade in der Taſche hatte, und ſandte ihn auf Erkundigungen aus. Er brauchte gar nicht zu gehen; kaum hatte er das Geld in der Taſche und meine Frage gehört, da wußte er Alles und ich weiß nun auch Alles, woran mir zu wiſſen liegt."

Ein freudiges, triumphirendes Lächeln leuchtete in ſeinen Augen auf.

„Nun, wie heißt ſie denn?" fragte ich geſpannt.

„Sie? Ich meine, ich ſagte es ſchon, ſie heißt Marie. Ihre Mutter heißt Hennig und iſt — ſo miſcht ſich in dieſer Zeit Heiliges mit dem Niedern — Wäſcherin."

„Und Du meinſt, daß ſie ſich von Dir malen läßt?"

Er gerieth in eine freudige und doch ängſtliche Erregung.

„Sie muß, Freund, ſie muß. Das iſt Beſtimmung. Wozu lachte ſie gerade, als ich vorbei ging? Wozu war das Loch im Zaune? Wozu anders ward ſie, wozu ſonſt ich geboren? Ich werde ſie überreden; Demoſthenes, Cicero ſollen nichts ſein gegen mich; ich will auf ſie einſtürmen mit der ganzen Gewalt der Ueberzeugung, der Bitte, der Schmeichelei. Nun, Du wirſt es hören, Freund; denn ich führe Dich gerades Wegs zu ihr."

„Und was wird die Mutter dazu meinen, wenn wir ihr mit unſerm Anliegen in's Haus fallen?"

Er ergriff meine Hand.

„Die Mutter ſollſt Du übernehmen, Lieber. Du verſtehſt es, mit den Leuten zu reden. Du biſt höflich

gegen Alle, während ich zuweilen ja ein wenig verrückt bin. Nicht wahr, Alter, Du thuſt mir den Gefallen?“

Mir war die Aufgabe nicht gerade lieb, aber um Leos Willen hätte ich wohl noch unangenehmere Beſorgungen übernommen. Ich verſprach ihm deshalb, das Meinige zu thun, und bat ihn nur, mir nun auch nicht durch Hineinreden die ganze Unterhandlung zu verderben. Er betheuerte alles Mögliche in ſeiner aufgeregten Art und deutete mit ſtrahlenden Augen auf die beiden Villen, die ſich vor uns erhoben.

„Da iſt der Zaun,“ flüſterte er. „Ich glaube, ſie wird wieder auf der Treppe ſitzen.“

Er zog mich nach ſeinem Obſervationspunkt, ſah durch eine Spalte und nickte ganz ſelig. Nun wählte auch ich mir eine der vielen Oeffnungen aus, um durch ſie nach dem Wunder zu ſpähen.

Und auch ich, der ich mit kälterem Blut und prüfenderem Auge in den kleinen Hofraum ſah, auch ich wurde ergriffen und entzückt, als ich, auf der hölzernen Treppe ſitzend, das Mädchen erblickte, das Sie auf jenem Gemälde ſehen, Herr Graf.“

„Sie war wirklich ſo ſchön?“ warf der Graf ein.

„Wenn Sie die Schönheit nach der Reinheit der Formen bemeſſen, gewiß. Sogar noch ſchöner, denn dieſes reizende Antlitz lebte. Aber es ſchien mir, als ob gerade das Leben dem holden Weſen etwas von ſeiner Göttlichkeit nähme. Dennoch konnte ich wohl begreifen, daß der leicht entflammte Leekens ihre Schönheit in ſich ſog, als wolle er ſie ganz in ſein Herz

aufnehmen und nimmermehr daraus entschlüpfen lassen . . . .

Wir müssen wohl bei unserer Betrachtung ein Geräusch gemacht haben, denn das Mädchen erhob sich und sah ein wenig erschreckt nach dem Zaune zu. Es schien, als wolle sie in das Haus gehen. Aber in demselben Augenblick hatte Leekens irgend eine schlecht verschlossene Thür entdeckt und stand vor dem Mädchen, seine Hände bittend gegen sie ausstreckend und verzückte Worte stammelnd.

Marie war stehen geblieben und sah den Stürmischen mit einem seltsamen Ausdruck an; es lag mehr Neugier als Schreck in diesen regelmäßigen Zügen, und als Leekens in dem Eifer seiner Rede den Hut durch eine ungestüme Handbewegung vom Kopfe streifte und der Hahn, von dem unerwarteten Fall erschreckt, mit einem krähenden Laut zur Seite sprang, da spielte ein belustigtes Lächeln um die vollen Lippen.

„Ja, was will denn der Herr eigentlich?“ wandte sie sich endlich zu mir.

Ich sagte ihr ein paar angenehme Worte über ihr Aeußeres und sie hörte mit offenbarem Wohlgefallen zu; dadurch ermuthigt, wurde ich deutlicher, ich machte meinen Freund zu einem berühmten Künstler, der von ihrer Schönheit betroffen sei und keinen sehnlicheren Wunsch kenne als den, diese Reize durch den Pinsel festhalten zu können.

Es dauerte ein paar Minuten, bis sie begriff, was wir begehrten; Léo stand inzwischen da, die Augen auf

ihr Antlitz geheftet und nur ab und zu ein begeistertes Wort in die Rede flechtend.

„Malen!“ sagte sie dann und ein etwas selbstgefälliges Lächeln störte für einen Augenblick die schöne Ruhe der regelmäßigen Züge. „Das ist viel, das kann ich ja kaum glauben. Ei, ich möchte schon, aber ich muß doch erst die Mutter fragen.“

Mir blieb es erspart, mich nach dem Aufenthalt dieser würdigen Matrone zu erkundigen; denn sie erschien in diesem Augenblick in der Thür, die mächtigen Arme von der scharfen Seifenlauge zu einem weißlichen Rosa gebeizt und aus dem vollen Gesicht einen argwöhnischen Blick auf uns werfend.

Ich wandte mich höflich zu ihr und trug unser Anliegen noch einmal vor; sie musterte uns sehr genau und sagte schließlich mit einer unangenehm fetten Stimme:

„Bah, bah, das kennt man schon. Ich habe mir den Wind um die Nase wehen lassen und weiß, was ich weiß. Malen sagt man und man meint was Anderes. Ich bin eine welterfahrene Frau und weiß, wie's bei den Herren Malern zugeht. Denen ist nicht über den Weg zu trauen, nein, nein, daraus wird nichts. Und die Marie muß mir auch bei der Arbeit zur Hand gehen.“

Der heißblütige Leekens sah sie erstaunt an und murmelte etwas zwischen den Zähnen, das keine Schmeichelei zu sein schien; die Frau gefiel ihm offenbar nicht.

Ich erklärte ihr inzwischen, daß mein Freund ihrer Tochter nichts Anderes zumuthe, als was hundert der

vornehmſten Damen ihm mit Freuden bewilligen würden. Er wolle nur den Kopf für ein Bild verwenden und würde gewiß auch bereit ſein, für die verlorene Zeit eine Entſchädigung zu zahlen — das Letzte ſetzte ich aus eigener Machtvollkommenheit hinzu, weil mir die Alte für klingende Gründe am empfänglichſten ſchien. Leo ſtieß einen Ruf der Entrüſtung aus; ihn dünkte es offenbar eine Entweihung, vor ſeinem Ideale von einer Bezahlung zu reden. Als er aber merkte, daß die Wäſcherin die Sache von einer ganz anderen Seite auffaßte, winkte er mir unwillig zu und begann in ſeiner ſtürmiſchen Art auf Marie einzureden, die ihm mit ſeltſamem Lächeln zuhörte. Endlich wurden die Alte und ich einig; das Mädchen ſollte von meinem Freunde gemalt werden und für jede Sitzung wurde ein ſehr erheblicher Entſchädigungspreis bewilligt. Nachdem dann noch ein anſtändiges Angeld gegeben war, konnten wir „rebus bene gestis“ von dannen ziehen. Aber das gelang erſt, nachdem ich Leekens, der am liebſten ſofort angefangen hätte, mit einem Hinweis auf die vorgeſchrittene Stunde faſt gewaltſam vom Hofe gezogen hatte.

Seit dieſem Abend war mein Freund für mich eine ganze Zeit lang nicht vorhanden. Als ich ihn endlich einmal aufſuchte, wurde mir erſt nach langem Klopfen geöffnet und auch dann ſprach er keine zehn Worte zu mir; er hing mit ſeinen Blicken an dem ſchönen Mädchen, das gelaſſen und mit einem ſanften Lächeln in der gegebenen Stellung auf einem kleinen Podium ſaß und ſehr zufrieden mit dem Antlitz ſchien, das ihr aus

einer ganzen Menge von Kreide- und Tuschzeichnungen von allen Seiten entgegenlächelte. Schon damals schien es mir, als ob die seelische Bildung des herrlichen Geschöpfes mit der körperlichen durchaus nicht im Einklang stände. Es war etwas Apathisches und doch zugleich Eitles in ihrem Wesen, eine träge, siegesbewußte Ruhe, eine unbewußte Freude an dem eigenen Reiz — wie sie vielleicht ein schönes Thier empfinden mag, wenn es sein Ebenbild im Wasser sieht. Von dem Allen bemerkte natürlich Leekens keine Spur; er schien ganz aufzugehen in dem Glück dieses Anblickes, und wenn er einmal das Auge von ihr losriß, um es auf die Leinwand zu heften, schien er nur darin einen Trost zu finden, daß ihm dasselbe Antlitz auch von hier entgegenstrahlte. Aber ich sollte noch mehr bemerken; Marie hatte wohl schon lange Zeit gesessen, oder sie war auch nur gelangweilt — genug, sie klagte über Müdigkeit. Sofort war er bei ihr und ergriff ihre Hand — so zärtlich, mit so scheuer Verehrung, als wenn sie wirklich die heilige Jungfrau wäre, die einen Sterblichen mit göttlicher Huld begnadigte. In diesem Blick lag noch etwas Anderes als reine Bewunderung — in ihm lag glühende, wenn auch ihrer selbst vielleicht noch unbewußte Liebe. Ich wurde ernstlich besorgt um meinen Freund und zog ihn, als ich ging, wider seinen Willen mit mir auf den Flur hinaus.

„Du bist doch nicht etwa verliebt, alter Freund?“ fragte ich scherzend.

Er sah mich erstaunt an und in seine Stirne stieg eine mädchenhafte Röthe.

„Verliebt?“ murmelte er. „In wen? In ſie? Wie iſt das möglich? — ich weiß nicht — Freund, ſie iſt eine Göttin!“ unterbrach er ſich dann plötzlich ſtürmiſch.

„Lieber Leekens, ihre Mutter iſt Wäſcherin,“ ſagte ich, um ihn ein wenig abzukühlen.

Er blitzte mich zornig aus den großen Augen an.

„Auch Du!“ murrte er. „Was ſchert mich ihre Mutter? Der Himmel hat die Erde geboren — ſoll die Erde nicht einen Himmel wieder gebären können? Sie iſt Maria — meine Göttin Maria!“

„Aber Du wirſt doch nicht im Ernſt —“

„Ich ſcherze nicht mit Dingen, die mir heilig ſind.“

„Kannſt Du wirklich den wahnſinnigen Gedanken hegen, dieſes Mädchen zu heiraten —?“

Er hob das Haupt mit einem ſo erſtaunten Blick, daß ich merkte, ein ſolcher Gedanke ſei ihm noch gar nicht gekommen.

„Heiraten —?“ wiederholte er. „Maria heiraten—? Iſt denn das möglich?“

Sinnend ſchüttelte er den Kopf. So ſtand er eine kurze Weile da; dann drückte er mir plötzlich die Hand und murmelte:

„Ich danke Dir, Freund!“

Und ehe ich ihn zurückhalten konnte, war er in ſeinem Atelier verſchwunden.

Ich war ſehr betroffen und machte mir Vorwürfe, weil ich fürchten mußte, durch meine Worte gerade das hervorgerufen zu haben, was ich verhindern wollte. Nachdenklich ging ich damals nach Hauſe; ich mußte in naher Zeit eine Reiſe nach einer Ausſtellung machen

und fürchtete, daß in meiner Abwesenheit meinem Freunde irgend ein Unheil geschehen könne. Bevor ich die Stadt verließ, suchte ich ihn noch einmal auf. Es war vergebens, die Thüre wurde nicht geöffnet. Dagegen erschien auf mein Klopfen auf der anderen Seite des Flurs ein Unbekannter, dem man auf zehn Schritte ansah, daß auch er ein Künstler war. Er kannte mich dem Ansehen nach und stellte sich mir vor; es war ein Münchener, der seinen Namen italienisirt hatte und es versuchen wollte, einmal dem Norden zu imponiren, wie er sagte. Es schien, daß er an Schätzen keinen Überfluß besaß, sonst wäre er kaum vor die Stadt gezogen. Nichtsdestoweniger war er lustig wie ein Vogel im Frühling und erzählte mir, daß er seit den drei Tagen, die er im Hause verbracht, seinen Nachbar noch nicht zu Gesicht bekommen hätte.

„Er schließt sich ein, als ob er einen Schatz zu hüten hätte!“ sagte er lachend und strich seinen schwarzen Bart. „Freilich — so ganz ohne ist es nicht!“ setzte er hinzu. „Er hat ein Modell, um das ihn Tizian beneiden könnte. Ich bin dem Mädel auf der Treppe begegnet und sie lachte mich ganz freundlich an, die Ragazza! Aber es scheint, daß er eifersüchtig über sie wacht! Schade — ich hätte nach ihr gern irgend eine Nymphe gemalt — ich bin nämlich Specialist in unbekleideter Weiblichkeit, Herr Professor: das ist das einzige Genre, welches niemals der Mode unterworfen ist.“

Ich ging, nachdem ich eine Karte in Leos Thür geschoben hatte, um nicht mehr auf das Geschwätz des bayerischen Italieners hören zu müssen.

So mußte ich reiſen, ohne ihn geſprochen zu haben; aber eine unbeſtimmte Sorge lag mir auf der Bruſt, während ich durch Galerien eilte und Notizen ſammelte.

Endlich kehrte ich zurück und war froh, als ich auf meinem Tiſch ein Billet von Leekens fand.

„Fertig!“ ſchrieb er in ſeinen großen, runden Zügen. „Wenn Du ſie ſehen willſt, komm' zu mir. Allmorgendlich halte ich Andacht vor ihrer Schönheit.“

Natürlich eilte ich ſofort zu ihm. Als ich über den Flur an dem Zimmer des Nymphenmalers vorbeiging, hörte ich, wie der Riegel vorgeſchoben wurde: zugleich drang ein Geräuſch wie von raſchelnden Gewändern heraus. Ich achtete nicht weiter darauf — er malte wahrſcheinlich eine ſeiner Nuditäten nach dem Modell. Ich mußte wieder mehrere Male klopfen, bevor ein leiſes „Herein“ mir anzeigte, daß ich gehört war. Als ich eintrat, ſaß Leekens vor ſeinem Bilde und ſtreckte mir ſchweigend die Hand entgegen. Sie können begreifen, daß auch ich ſtumm blieb, als ich vor dieſem Meiſterwerke ſtand.

So vergingen einige Minuten in lautloſer Betrachtung. Dann endlich hub er an zu ſprechen, mehr zu ſich ſelbſt, als zu mir:

„Da ſitzt ſie vor mir; ich habe ſie auf die Leinwand gebracht und nun ſcheint ſie zu leben und mir wird ſo warm, als ruhten ihre Blicke wirklich auf mir. Du fragteſt mich, Freund, ob ich daran dächte, ſie zu heirathen. Mir ſchiene es ein Frevel, ſolche Gedanken zu haben; ſie iſt zu ſchön für uns. Mir wäre es genug, ewig vor ihr ſitzen zu dürfen und ſie anzu-

ſtaunen und ihren Reiz ganz in mich aufzunehmen. Meine Hand würde ſie nur ehrfurchtsvoll berühren, und nicht einmal ein Hauch ſollte die Reinheit ihrer Seele antaſten. Aber dennoch habe ich die Worte überlegt, die Du ſpracheſt, und ich habe mich entſchloſſen, ihr wirklich die Hand zu bieten, die, wenn auch nichts Anderes, ſo doch vermag, ſie zu ſchützen. Ich habe mich dazu entſchloſſen — nicht etwa um meinetwillen. Ich will nichts für mich als den Anblick ihrer Schönheit; ſie ſoll nicht meine Frau, ſie ſoll meine Heilige ſein. Aber um ihretwillen; ſie muß frei werden von der rohen Umgebung. Nein, widerſprich nicht, ich habe Alles überlegt. Du meinſt, daß ſie nicht den Firniß beſäße, den Ihr Bildung nennt; es mag ſein — aber ſie fühlt die Rohheit ihrer Umgebung. Sie hat mir mit ihrer ſüßen Stimme geklagt, wie herniedergedrückt ſie durch die ärmlichen Arbeiten werde, die ihre Mutter ihr auferlegt. Und das muß anders werden. Bemühe Dich nicht, mir zu rathen; Du kennſt ſie nicht — ſie iſt rein und keuſch — wie —"

Er konnte den Vergleich nicht vollenden; er hielt plötzlich inne und wurde ganz blaß. Auch ich war betroffen; mitten in ſeine Worte hinein war ein girrendes, leiſes Lachen geklungen, das aus der Nachbarwohnung zu kommen ſchien.

Leekens ſprang auf und ſtürzte nach der Thür; ich erkannte ihn in dieſem Augenblicke kaum wieder, ſo waren ſeine Züge durch Schreck und Grauen entſtellt. Mit lauten Schlägen pochte er an die Thür des Münchners und rief gellend: „Oeffnen Sie! Oeffnen Sie!"

Von drinnen klang es wie ein erſchreckter Ruf; dann wurde es ganz ſtill; dann wieder ließ ſich nach einem leiſen Flüſtern die Stimme des Malers vernehmen, durch deren Zorn dennoch eine Art von Lachen klang:

„Sind Sie des Teufels, Bruder in Apoll? Ich habe Beſuch!“

„Oeffnen Sie?“ rief er von Neuem, „oder ich ſchlage die Thür ein!“

Wieder ein Flüſtern; aber bevor es noch beendet war, hatte Leekens mit einer Kraft, deren ich ihn niemals für fähig gehalten, die dünne Thüre geſprengt und ſtand nun mit einem wilden Schrei auf der Schwelle ſtill. An dem Maler vorbei, der ihm wüthend entgegentrat, ſtarrte ſein Blick nach der Mitte des Zimmers; dort lag auf einen Divan geſtreckt, ohne jedes andere Gewand als ein kokett drapirtes Pantherfell, Marie Hennig. Das Geſchöpf ſchien nicht einmal zu begreifen, was in der Seele Leos vorging; ſie ſah ihn allerdings etwas ängſtlich, aber ſonſt ſogar mit einer Art von Lächeln an und zog auch, als ſie mich erblickte, nur mit ſehr nachläſſiger Bewegung ein Tuch über ihren Körper.

„Madonna!“ murmelte Leekens dumpf.

Ich verſuchte es, ihn fortzuziehen; aber er ſtand wie ein Fels, immer den Blick auf ſie gerichtet, und murmelte nur immer:

„Madonna!“

„Nun, ſeien Sie doch nicht ſo putzig!“ ſagte ſie endlich, etwas verlegen lachend. „Sie haben mich ja ſelbſt auf die Idee gebracht, mich malen zu laſſen;

ſeien Sie doch nicht ſo eiferſüchtig — ich ſitze Ihnen auch ſchon einmal — ſo —"

Sie blickte mit einem bezeichnenden Blick an ſich hernieder; da ſtieß Leekens einen entſetzlichen Schrei aus — ich habe nie etwas Aehnliches gehört — und ſtürzte zuſammen.

„Die Madonna iſt eine Dirne geworden!" wimmerte er vor ſich hin . . . .

Am nächſten Tage brachte ich ihn in eine Irrenanſtalt."

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Profeſſor ſchwieg; auch der Graf war eine Zeit lang ſtumm. Er fuhr ſich mit dem ſeidenen Tuch ein paarmal über die Lorgnette; dann ſagte er rauh:

„Verteufelte Zeit; aber bezeichnend iſt die tolle Geſchichte: in unſerem weiſen und tugendhaften Decennium wird die Madonna zur Dirne geſtempelt und die Dirne zur Madonna. Armer Kerl — und ein ſolches Bild!"

Er ſtand noch fünf Minuten vor dem Gemälde dann humpelte er an der Seite des Profeſſors durch die Säle, die bereits von Menſchen angefüllt waren, in's Freie hinaus.

S. Fischer, Verlag — Berlin.

Interessanteste Novität!

Soeben erschien:

Fedor Dostojewski,

Der Idiot.

Drei starke Bände.

Preis eleg. geheftet Mk. 12,—.

Spannungsvolle Handlung und Tiefe der psychologischen Darlegung vereinigen sich in diesem Romane mit köstlichem Humor und meisterhafter Schilderung der socialen Zustände in dem neuen Rußland. Der Autor führt uns in alle Schichten der Gesellschaft und stellt die hervorstechendsten Typen derselben mit überraschender Treue vor unsere Augen. In der sympathischen Erscheinung des Titelhelden, dessen Herzensgeschichte in ihrer Tragik auf den Leser tief ergreifend einwirkt, hat Dostojewski eine seiner fesselndsten Gestalten geschaffen. In künstlerischer Beziehung ist der „Idiot" die beste, durch Ebenmaß in der Composition besonders ausgezeichnete Arbeit Dostojewskis. Für Ärzte und Psychologen liefert dieses Werk eine Fülle des anregendsten Stoffes.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

NOV 25 1930